

# Die Schreckenstage von 1945

## Tagebuchaufzeichnungen des Heinrich Scheidler

*Letzter Bürgermeister der Gemeinde*

*PREILAND*

*Kreis Neisse, Oberschlesien*



*"... aus den letzten Tagen und die Fahrt  
eines versprengten Trecks  
von der Heimat durch die Tschechoslowakei bis Regensburg in Bayern."*



Preiland, Scheidler-Hof



Heinrich Scheidler, 1934

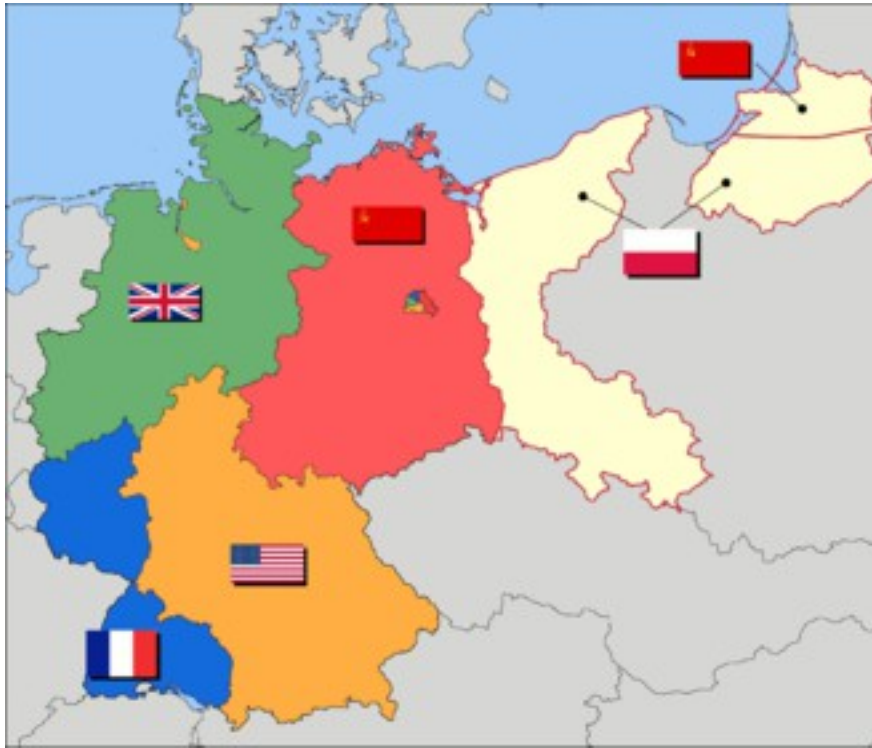


Luzia auf ihrem Lieblingspferd vor dem Küchenfenster des Hofes



## Deutschland 1945

(Die rote Linie zeigt die Route des Trecks)



Das besetzte Deutschland nach 1947

## Die Schreckenstage von 1945

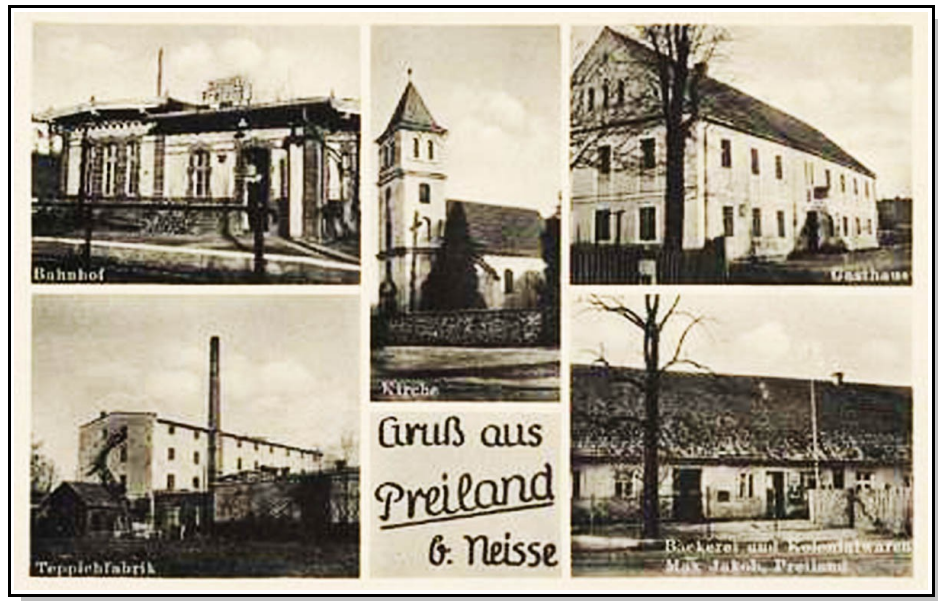
Der Januar ging seinem Ende entgegen. Der geistliche Rat Pfarrer Schinke aus Bielau hatte die Wohnungssegnungen in Preiland beendet, als immer schlimmere Nachrichten vom Ansturm der Russen auf unsere Heimatgrenzen eintrafen. Schon trafen wiederholt Anordnungen vom Caritasverband, sowie vom Landratsamt Neisse ein, alle alten Leute, Frauen mit Kindern und alle Berufsuntätigen aufzufordern in den hierzu bereitgestellten Sonderzügen die Heimat in Richtung Tschechoslowakei nach Österreich zu verlassen. Gemeinderatsmitglied Josef Langer und ich gingen von Haus zu Haus und forderten die Leute wiederholt auf, unter diesen günstigen Bedingungen die Heimat zu verlassen, doch die wenigsten haben von diesem Angebot Gebrauch gemacht. Niemand wollte die Heimat verlassen. Währenddessen wurde die Lage immer bedrohlicher. In Brieg waren schwere Kämpfe, bei Grottkau hatten die Russen schon die Oder überschritten. Wir alle hatten daran geglaubt, dass die Oder ihnen Halt gebieten würde. Nun wurde die 20. Panzerdivision eingesetzt, die bis jetzt immer Erfolg hatte und die Russen mussten sich auch einige Kilometer zurückziehen. Leider musste die Division wegen Treibstoffmangel zurückgezogen werden. Der Divisionsstab lag in der Teppichfabrik unseres Dorfes.

Nach einigen Wochen Ruhepause im Februar setzte der Flüchtlingsstrom von Oberschlesien ein. Zu Tausenden zogen sie durch unser Dorf, mit Wagen, per Rad und zu Fuß. Die ersten kamen nun schon aus dem Kreis Grottkau und suchten bei uns Unterkunft. Da der Unterricht in der Schule eingestellt worden war, hatte ich ihnen außer dem Saal im Gasthaus auch die Klassenzimmer zur Verfügung gestellt. Die Lehrerin Frau Teichmann, die Gastwirtin Frau Poflak und mehrere junge Mädchen hatten sich freiwillig gemeldet und in fast aufopfernder Weise die gesammelten Kartoffeln, das Brot und das Fleisch, das ich kaufen ließ, Tag für Tag für die Flüchtlinge zubereitet. Anfang März kam der Donner der Kanonen immer näher. Tagelang, Tag und Nacht rollte der Donner so, dass Fenster und Türen zitterten. In dieser Zeit kamen 400 gefangene Russen und 124 Wachmannschaften in unser Dorf und wollten Unterkunft, möglichst zusammen an einem Ort haben. Da wir schon 200 Soldaten mit Pferden und Wagen und die vielen Flüchtlinge untergebracht hatten, konnte ich ihnen nur noch die Scheune vom Kirschner Franz (Haus Nr. 18) sowie die Kochgelegenheit in der Mühle zu Verfügung stellen. Zwischendurch mussten die Gemeindegeschäfte weitergeführt werden. Wiederholt schrillte das Telefon bei Nacht und so wurden noch alle Rekrutierten, sowie die Volkssturmlaute aufgerufen. Da niemand zur Stelle war, musste ich selbst gehen und die Betreffenden aus dem Schlaf trommeln, weil sie sich am nächsten Tag in der Kreisstadt stellen mussten. Auch Pferde wurden so abgerufen. Es war ein Kommen und Gehen Tag und Nacht.

Anfang März wurde die Lage immer bedrohlicher, die russische Armee schoss schon in unsere Kreisstadt Neisse, die 7 km vor unserem Dorf lag. Auch aus den dahinter liegenden Dörfern kamen die ersten Schreckensnachrichten. Aus diesem Grund teilte ich am 12. März mit den Gemeinderäten Lehrer Winge und Josef Langer (Haus Nr. 68) alle Pferde und Kuhgespannfahrer des Dorfes ein, welche Familien ein jeder bei einer eventuellen Räumung des Dorfes mitzunehmen hätte. Da unser Dorf nur aus einem Drittel Bauern und aus zwei Drittel Beamten, Angestellten und

Arbeitern bestand, war die Aufteilung keine leichte Aufgabe. Den Beschluss gab ich per Aushang bekannt. Bis auf einige Ausnahmen hatte alles im Großen und Ganzen gut funktioniert.

Ich selber hatte auf zwei Wagen mit drei Pferden fünf Familien: Außer meiner Familie war da noch eine Flüchtlingsfamilie aus Oderwiese bei Krappitz mit Namen Fritzek, die schon zwei Monate bei uns in Verpflegung lag, mein Vetter, der Schneider Scheidler mit Familie, die Frau Hertha Hoffmann aus der Teppichfabrik, ihre Mutter und Schwester, sowie die Frau Fritz Hoffmann.



Mitte März haben wir noch bei schönem Wetter Dünger gefahren, während über uns deutsche und russische Flugzeuge kreisten und sich gegenseitig beschossen. Sieben Kilometer entfernt brannte unsere Kreisstadt Neisse bereits an allen Ecken und Enden. In diesem Chaos machte der Bauer noch seine Feldarbeit, ohne sich im mindesten darüber im Klaren zu sein, dass das doch alles keinen Zweck mehr hat.

Am 14. März kam der Befehl, dass im Dorf bei Josef Klose (Haus Nr. 45) eine Panzersperre gebaut werden muss. Die beiden ersten Tage half die Wehrmacht, dann musste die Gemeinde allein weitermachen. Es wurde Holz aus den Altwette Bergen herangefahren, dann wurde Erde ausgehoben und Steine herangefahren.

## Und so kam der 17. März.

Es war um 9.30 Uhr abends, als wieder einmal das Telefon klingelte. Es war ein Anruf vom Landratsamt mit dem Befehl, dass das Dorf bis früh um 3 Uhr geräumt sein muss. Also doch!!!

Zu langem Überlegen war keine Zeit. Ich ließ sofort die Feuerwehr alarmieren und allen bekannt machen, dass wir von 12 bis 1 Uhr das Dorf räumen. Ich wollte ein Durcheinander verhindern und vermeiden, unter all die Anderen zu geraten, weil in dieser Nacht viele die Dörfer räumen mussten. Da ich den Befehl hatte, im Dorf zu bleiben, so übergab ich dem Ortsbauernführer Max Putze (Haus Nr. 16) die Führung des Trecks über Giersdorf in Richtung Freiwaldau im Sudetenland.

Obwohl die meisten für eine eventuelle Räumung vorgesorgt hatten, so wollte doch niemand ernsthaft daran glauben und die Bestürzung war groß. Da alle auf eine baldige Rückkehr hofften und nicht alles Wertvolle oder was einem besonders am Herzen hing mitgenommen werden konnte, so ist vorher schon vieles versteckt, vergraben oder vermauert worden.

Meine Familie fuhr um 0.30 Uhr in stockfinsterer Nacht und bei strömendem Regen zum Hoftor hinaus. Der Himmel über Neisse war von der brennenden Stadt gerötet und in der Ferne rollte unaufhörlich der Donner der Geschütze.



Diese Stunde werde ich in meinem Leben nie vergessen. Die schmerzlichen Gefühle, weiche mein Herz durchschnitten kann ich niemals aufzeichnen. Das kann nur derjenige ermessen, der Ähnliches selber erlebt hat.

Eine Stunde später war das Dorf voller Truppen mit Fahrzeugen aller Art und fast jedes Haus wurde besetzt.

## Der 18. März

Es war ein Sonntag, aber alles war öde und leer; keine Glocke rief zum Gottesdienst. Das Militär hatte sich wegen der Fliegergefahr in Deckung begeben und so schien das Dorf wie ausgestorben. Früh habe ich meine Kühe und Schweine gefüttert und die Kühe gemolken. Es war zwar ein ungewohnte Arbeit, aber es musste eben gehen. Später besorgten das ein paar Soldaten, die es auch gerne machten. Nachdem ich etwas gegessen hatte, ging ich zur Besichtigung ins Dorf. Unter den Zivilisten waren nur einige wenige zurückgeblieben: der Bauer Josef Birnbrich, er war beim Volkssturm im Nachbardorf und von dort beurlaubt, das Gemeinderatsmitglied Josef Langer und der Müllermeister Leonhard Meyer. Dieser war aus Rednitzhemhoch bei Nürnberg und hatte seit 10 Jahren die Mühle gepachtet. Seine Familie hatte er in Sicherheit gebracht und wollte selber aushalten, solange es ging. Er fragte mich, was er machen sollte, denn er habe noch 1000 Zentner Mehl fertig stehen und 5000 Zentner Korn im Silo; kein Bäcker wollte etwas haben. Ich versprach ihm, sein Anliegen dem Landratsamt zu melden, um die Sachen vielleicht so wegschaffen zu können.

Am Nachmittag wollte ich sehen, wo die Flüchtlinge aus unserem Ort geblieben sind. Ich wählte sie schon längst im Sudetenland, jedoch die Führung hatte versagt. Ich fand sie in Großkunzendorf, hart an der Grenze zum Sudetenland, fest eingekellt in viele andere Trecks. Sie sind dann aber doch noch bis Alt-Rotwasser im Sudetenland gekommen und hatten ein gutes Quartier.

Als ich wieder zurückkehrte, kreiste über dem Dorf ein Flugzeug. Es machte die Klappe auf und lud 6 kleine Bomben ab. Ich konnte mich noch rechtzeitig bei Schwarz Konrad (Haus Nr. 33) in Sicherheit bringen, als es um mich herum auf die Dächer prasselte. Bei der Bäckerei Jakob hatte eine Bombe das halbe Dach heruntergerissen, weil eine Feldküche frei und ohne Deckung im Hof gestanden hatte.

Gegen Abend brachte man eine tote Frau ins Feuerwehrhaus. Sie war mit ihrem Mann unterwegs von Neisse nach Ziegenhals, als sie von einer Fliegerbombe getötet wurde. Ihr Mann wurde schwer verletzt.

Ich zog mich in mein Quartier zurück. Das war das Gemeindebüro, in meinem Haus. Dort wohnte und schlief ich. In der Nacht wurde ich aus dem Schlaf gerissen, denn es wurde an alle Türen getrommelt. Es waren flüchtige estnische Soldaten, die Unterkunft wollten und denen die Deutschen keinen Einlass, gewährten.

## Der 19. März

Des Morgens wollte ich in der Scheune Stroh zum Vieh füttern holen, konnte aber keines herauskriegen, da alles voll estnischer Truppen lag. Sie erzählten, sie hatten in Oppeln und Friedland zusammen mit einer deutschen Division gekämpft, wurden aber von den Russen eingeschlossen und konnten sich nur durch eilige Flucht retten. Im Ganzen waren von der estnischen Division nur noch 800 Mann übrig, die alle in unser Dorf kamen.

Zu Mittag fuhr ich mit dem Rad weg. Ich wollte sehen, wie weit der Treck gekommen war. In Alt-Rotwasser (Sudetenland) traf ich meinen Schwager, den Bauern Josef Christ, und fragte ihn wo meine Familie ist. Er sagte: Die sind schon weit voraus. "Ich traf sie dann in Friedeberg, einer kleinen Stadt im Sudetenland. Dort luden die beiden Familien Hoffmann ihre Sachen ab und fuhren mit der Bahn weiter. Als ich in Erfahrung gebracht hatte, dass der Treck in Gurschdorf Quartier beziehen konnte, fuhr ich wieder über Weidenau zurück nach Hause. Vor Weidenau begegnete ich einem Treck von 4 bis 5 Kilometer Länge. Viele hundert Fahrzeuge mit Pferden oder Kühen bespannt. Mein Gott, dachte ich, wo sollen denn die vielen Menschen untergebracht werden? Es waren Leute aus Novag, Stephansdorf und anderen Dörfern.

Die Dörfer Kalkau, Bauke, Blumenthal, Grunau, Mohrau und Bielau waren wie ausgestorben und es mutete mir direkt unheimlich an, als ich durchfuhr. Von Bielau bis Preiland war es schon dunkel. Die Russen schossen mit Schrapnell, das in der Luft wie Feuerwerkskörper auseinander platzte.

## Der 20. März

Der Tag verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle. Ich sah im Dorf wiederholt nach, ob das Vieh von den Soldaten gut gefüttert wurde. Gegen Abend war ich beim Gemeinderatsmitglied Langer, da kam ein Offizier von der Feldpolizei und

ersuchte mich, er hätte gern ein paar Leute, um im Nachbardorf Heidau das Vieh wegzutreiben; aber ich konnte ihm auch nicht helfen. Dabei sagte ich ihm, dass in der Mühle noch viel Mehl und Körner lagern. Das müsste unbedingt weggeschafft werden. Er sagte: "Der Landrat ist in Groitzkunzendorf. Ich fahre jetzt hin, wenn Sie wollen, fahren Sie mit und melden Sie ihm das. Ich bringe Sie nachher wieder zurück." Ich fuhr mit und meldete dem Landrat, dass in der Mühle noch 1.000 Zentner Mehl und 5.000 Zentner Korn lagerten, welches unbedingt weggeschafft werden müsste. Der Landrat zuckte mit den Schultern und sagte: "Herr Bürgermeister, wir haben keinen Treibstoff." Es muss aber später doch von den Deutschen weggeschafft worden sein, denn als der Müller nach Hause kam, war alles weg, die Russen aber waren dort noch nicht.

## Der 21. März

Im Nachbardorf Heidau hat man alles Vieh in Richtung Sudetenland getrieben. Dabei muss viel fortgelaufen sein, denn auf den Feldern sah man überall Vieh herumlaufen. Auch in unser Dorf kamen mehr als 10 Stück. Herren und heimatlos trieb sich alles herum.

Selbst die Soldaten konnten es nicht gebrauchen, denn zum Schlachten hatten sie Schweine genug. Auch in unserem Dorf standen noch, nach der letzten Viehzählung, ungefähr 500 Stück Rindvieh. Unsere Gemeinde war ein Ort mittlerer Größe, der Kreis Neisse hatte etwas mehr als 100 Gemeinden, das wären etwa 40.000 bis 50.000 Stück Rindvieh allein in einem Kreis. Die Provinz Schlesien hatte 51 Kreise. Wie viel Werte allein an Rindvieh sind da nur in einer Provinz verloren gegangen?

## Der 22. März

Morgens ging ich zum Gemeinderatsmitglied Langer und bat ihn, mich zu vertreten, solange ich abwesend sei, denn ich wollte sehen, wie weit unser Treck gekommen war. Kurz vor Mittag fuhr ich mit dem Rad los; über Großkunzendorf, Friedeberg, nach Gurschdorf. Dort erfuhr ich auf dem Gemeindeamt nach langem Hin und Her, dass sie im Gasthaus untergebracht sind. Dort angekommen sagte man mir, dass sie heute früh in Richtung Lindewiese weggefahren seien. Also machte ich mich wieder auf den Weg. Hinter Friedeberg traf ich den Scheidler Josef (Haus Nr. 4), der dort auf einem Acker eggte, aber auch er konnte mir keine Auskunft geben. In Lindewiese, in dem sehr viele Flüchtlinge waren, angekommen, konnte ich weder auf dem Gemeindeamt noch sonst wo Auskunft erhalten. Zufällig traf ich den Bauer Paul Heurich (Haus Nr. 9) und den Weichenwärter Karl Wilde (Haus Nr. 70), beide erklärten auf meine Anfrage wo denn die Preiländer geblieben seien, dass die meisten hier im Ort sind und nicht weiter fahren wollten bis man sie rausschmeißt. Meine Familie war mit ihren Gespannen immer vorne weg und würde sicherlich schon über den Berg weg hinter Ramsau sein. Ich verabschiedete mich schnell, denn es dunkelte schon und fuhr in die angegebene Richtung weiter. In Spornhau, einem Dorf hinter Ramsau, traf ich sie dann endlich. Quartier hatten sie schon bezogen und so blieb ich dort.

## Der 23. März

Spornhau ist eines der höchst gelegenen Dörfer im Sudetenland. Deshalb war alles noch voll Eis und Schnee und die Wege waren vereist und glatt. Ich entschloss mich deshalb, zuerst ein Pferd beschlagen zu lassen und fuhr dann weiter mit durch die Berge über Goldenstein Richtung Hansdorf. Gegen Abend waren wir in Lauterdorf, einem Dorf vor Hansdorf. Das Dorf liegt eine halbe Stunde von den Hauptstralze entfernt hoch in den Bergen. Um dorthin zu gelangen, mussten wir die Wagen einzeln mit Vorgespann den Berg hinaufziehen. Dort bekamen wir Quartier, jedoch nur für eine Nacht, da man mit vielen weiteren Flüchtlingen rechnete. Wir trafen dort den Bauer Josef Sommer, als ersten des ganzen Trecks, mit seiner Familie und einem großen Anhang, sowie 4 Pferden, einem Fohlen und zwei Wagen und auch die Familie Seifert mit einem Wagen, einem Pferd und einer Kuh. Wir schlossen uns zusammen und mein Vetter, der Schneider Scheidler, übernahm die Führung des Trecks, der nun aus 9 Pferden, 42 Personen und 5 Wagen bestand. Das war dann überall bei der Bestellung der Quartiere oder bei eventuellem Empfang von Verpflegung zu melden.

## Der 24. März

Morgens um 7 Uhr wurde angespannt und der Treck fuhr weiter. Ich begleitete ihn bis auf die Hauptstraße und fuhr dann wieder zurück in mein Heimatdorf, jedoch nicht ohne zuvor abgesprochen zu haben, dass sie sich überall melden und die Fahrtrichtung angeben sollten, damit ich sie beim Nachfahren leichter finden könnte.

Ich hatte einen weiten Weg vor mir, mehr als 50 Kilometer mit einigen steilen Bergen. Es war 15:30 Uhr, als ich 5 Kilometer von meinem Heimatdorf in Lentsch war. Dort wurde ich von einer Offizierspatrouille mit der Frage angehalten, wohin ich wollte. Ich sagte, dass ich nach Preiland wolle. Darauf entgegnete mir der Offizier: "Da dürfen Sie nicht mehr hin, da schießt der Russe seit gestern rein." Ich sagte: "Ich muss da noch einmal bin, ich bin der Bürgermeister und wohne gleich am Anfang des Ortes. Ich fahre von Markersdorf durch den Wald, da sieht mich niemand." Der Offizier sagte: "Aber auf Ihre eigene Verantwortung." Seine Warnung war nicht ganz unberechtigt, denn es hätte für mich sehr schlimm ausgehen können; aber ich hatte einen guten Schutzengel.

Auf dem Lentschberge waren deutsche Panzer aufgefahren und richteten drohend ihre Geschütze über unser Heimatdorf.

Im Wald stieß ich auf 3 Soldaten. Einer sagte, sie hatten eine Maschinenpistole übrig und wenn ich wolle, könne ich eine haben. Ich entgegnete, dass ich keiner bedarf und fuhr weiter. Zwischen Wald und Freiwaldauer Biele lagen 4 weggeworfene Fahrräder. Als ich mein Fahrrad über den Bielesteg schob, kreiste in ungefähr 1.000 Meter Höhe ein Flugzeug über mir. Ahnungslos ging ich weiter. Zwischen Biele und Mühlgraben setzte ich mich wieder aufs Rad und war noch keine 60 Meter gefahren, als genau in derselben Höhe, in der ich war, 4 Artilleriegeschosse einschlugen. Es war genau gezielt, nun eben 20 Meter zu weit nach rechts. Ich warf mich sofort hin an den Zaun und stellte mich wie tot, bis sich das Flugzeug verzogen hatte. Also galt das doch mir. Ich war ordentlich erschrocken und wurde vorsichtiger. Dann setzte ich mich wieder aufs Rad und fuhr die 100 Meter durch das Schulgässchen ins Dorf. Bei meinem Nachbarn Paul Meier lag ein toter Soldat unter dem Schuppen; auf der Dorfstraße regte sich nichts. Bei meinem Gehöft stand das Tor offen und auf dem Dach der Scheune hatte eine Granate ein großes Loch geschlagen. Im

Hause standen alle Türen offen und die Fenster waren verdunkelt. Alles deutete auf eilige Flucht hin. Im Pferdestall standen die 2 Betten, in denen Soldaten vorsichtshalber geschlafen hatten, denn dort war es sicherer als oben in der Stube. Ein Kalb stand dabei und fraß Stroh.

Im Kuhstall war alles Vieh noch angebunden und brüllte vor Hunger und Durst. Ich wollte das Vieh abbinden, damit es sich selber Futter und Wasser suchen sollte, dachte aber dann, wenn den Feind die Bewegung sieht, gefährde ich das Dorf noch mehr. Deshalb unterließ ich es und trennte mich blutenden Herzens.

Ich wollte mir etwas Essbares suchen, fand aber nichts. Ich suchte in einen Sack, ging in mein Büro, das noch verschlossen war, raffte noch soviel zusammen wie ich tragen konnte und band den Sack aufs Rad. Dann sagte ich der Heimat ein letztes Lebewohl und fuhr davon.

Ohne Zwischenfälle erreichte ich den Wald. Bei den Försterei, die hinter dem Wald liegt, stand ganz allein der Zimmermann Franz Mai (Haus Nr. 48), ein schwer herzkranker Mann. Ich sagte zu ihm: "Aber Franz, was machst Du denn hier allein?" "Ach Heinrich" sagte er "ich muss sterben. Meine Frau ist mit der Frau Hanke", das war seine Stieftochter, "und den Kindern fort. Ich wollte auch mit, aber ich kann nicht. Ich wollte wieder nach Hause gehen, aber es geht nicht mehr". Ich sagte zu ihm: "Geh in die Försterei und leg dich hin und wenn es dir besser geht, dann gehst du nach Hause." Nach den Unruhen ist er dann zuhause gestorben. 500 Meter weiter traf ich den Klempnermeister Grieger aus Altwette, als er gerade sein Fahrrad in Markersdorf den Berg hinaufschob. "Ach," sagte er "es ist gut, dass Du kommst, da brauche ich doch wenigstens nicht allein zu fahren. Ich fahre meiner Familie nach, die sind nach Borkendorf zu meiner Schwägerin gefahren, dort warten sie auf mich. Ich wollte eigentlich zuhause bleiben. Ich wollte überhaupt nicht fort. Da hatten wir doch ein Schwein geschlachtet und das Fleisch eingesalzen im Keller stehen. Gestern und heute haben die Russen schon 70 mal ins Dorf geschossen und da hielt ich mich am Tage meistens unter der Bahnunterführung auf, weil es dort sicher ist. Während dieser Zeit haben mir doch die deutschen Soldaten das ganze Fleisch gestohlen. Jetzt habe ich nichts mehr zu essen, was tu ich da noch zuhause?" Er ließ eine mächtige Sachimpfkanonade los. Als er sich wieder beruhigt hatte, sagte er: "Du kannst mit bei uns in Barkendorf über Nacht bleiben und morgen fährst Du weiter. Ich war einverstanden. Die Familie Grieger nahm mich freundlich auf. Ich bekam auch ein Abendbrot. Nachher haben wir uns noch ein wenig ausgesprochen und gingen dann zur Ruhe. In der Ferne grollte den Donner der Kanonen und im Dorf war ein dauerndes Kommen und Gehen.

## Der 25. März

Früh um 4 Uhr war alles mobil. Ich packte meinen Sack aufs Rad und fuhr, ohne zu frühstücken, über die Berge in Richtung Sudetenland. Um 9 Uhr war ich in Oberlindewiese. Dort ging ich zu einem Bäcker und kaufte Brot und Kaffee, denn ich hatte mächtig Hunger. Nachher ging ich in die Kirche. Die Glocken riefen zum Gottesdienst, denn es war Sonn- und Marienitag. Nach dem Gottesdienst traf ich meinen Schwager Josef Christ. Wir haben uns ein Weilchen ausgesprochen und ich erzählte ihm die Neuigkeiten aus der Heimat und wo ich meine Familie finden werde. Er sagte, er wäre auch gerne weitergefahren, aber seine Schwester sei krank und hält das lange Fahren nicht aus.

Weiter ging es dann über die Berge nach Hansdorf. Gegen Mittag fuhr ich durch Hansdorf weiter in Richtung Hahnstadt. Nach ungefähr 20 Kilometer fing ich an, mich in jedem Ort, durch den ich kam, bei den Behörden nach dem Treck Scheidler zu erkundigen und erfuhr in Eisenberg, dass er gestern hier gemeldet war und heute früh weiter gefahren sei. Also hatten sie nicht mal Sonntagsruhe halten dürfen.

Es waren schöne trockene Wege und ich kam dann bei herrlichem Wetter gegen 4 Uhr in Hohenstadt an. Unter vielen Flüchtlingsfahrzeugen auf einem freien Platz fand ich auch meine Familie. Nach einem Abendbrot und längerem Erzählen begaben wir uns dann zur Ruhe in einer Scheune. Wir waren auf der einen, die Pferde auf der anderen Seite. Man schläft überall, wenn man müde ist. Meine Tochter Luzia schlief zusammen mit unserem Hund, einem treuen Wächter, auf den Wagen.

## Der 26. März

Nach dem Frühstück und nachdem die Pferde versorgt waren, musste ich erst mein zweijähriges Pferd beschlagen lassen, denn es lahnte schon und hatte sich durchgelaufen. Anschließend fuhren wir wieder gemeinsam los und kamen bis Mährisch-Trübau, natürlich mit Unterbrechungen, denn unterwegs mussten auch die Pferde gefüttert und getränkt werden. Wir haben während dieses Aufenthaltes ebenfalls unseren Hunger gestillt, aber meistens im Straßengraben, wie die Zigeuner.

Die Pferde und Wagen konnten wir bei einem Bauern unterbringen, während wir gegenüber bei einem Bäcker untergebracht waren. Wir mussten dort drei Tage bleiben, da ein Pferd lahnte. Während dieser Zeit fuhr ein großer Treck aus unserem Nachbardorf Altwette durch.

## Der 29. März (Gründonnerstag)

An diesem Tag kamen wir bis Crönau, ein schönes geschlossenes Dorf. Wir hatten auch ein gutes Quartier, dasselbe, in dem einen Tag vorher den Bauern Josef Nonnast aus Bielau untergebracht war. In Crönau gab es große Gehöfte mit gut gestellten Bauern.

## Der 30. März (Karfreitag)

Heute war Karfreitag und so hatten wir uns entschlossen, in Crönau den Feiertag zu halten. Vormittags gingen wir zum Gottesdienst und nachmittags ans heilige Grab. Auch die Kirche war, dem Ort entsprechend schön und reich ausgestattet.

Um 7.30 Uhr bewegte sich unser Trauerzug weiter über den Schönhengstgau in Richtung Zwittau. Es gibt im Leben eben nicht nur Sonnenschein, es gibt auch Karwochen; und die hatte wir. Unsere Mittagsrast hielten wir wie gewöhnlich in einem Wald, an einem ruhigen Ort, wo wir auch Wasser für die Pferde fanden. Gegen Abend kamen wir bis zu dem Dorf Stangendorf. Dort mussten wir lange warten, bis wir endlich Quartier bekamen. Stangendorf ein großes Dorf, war es schon sehr stark mit Flüchtlingen belegt. Unsere Herbergsleute waren erst sehr misstrauisch und zurückhaltend, wurden aber nach und nach freundlicher und ich muss sagen, es war eines der besten Quartiere. Da es

doch Ostern war, so blieben wir den Sonntag und Montag dort. Dabei lernten wir auch Sorgen und Kummer unserer Herbergsleute kennen, denn die hat wohl ein jeder und wir vergaßen für einige Tage unser Leid.

## Der 3. April

Um 7:30 Uhr nahmen wir Abschied von unseren guten Wirtsleuten und fuhren aus dem Dorf über einen steilen Berg, auf dem wir alle Wagen vierspännig hinaufziehen und schieben mussten. Im Laufe des Nachmittags kamen wir an die Grenze des Protektorates, wo unsere Fahrscheine geprüft und wir einzeln durchgeschleust wurden. Mit einem gewissen Misstrauen und Unbehagen betraten wir die Tschechoslowakei. Gegen Abend erreichten wir Politschka, eine kleine Stadt, in der wir in einem großen, neu gebauten Schulhaus untergebracht wurden. Der große Schulhof war mit den vielen Flüchtlingen und Wagen voll. Es sah aus wie auf einem Jahrmarkt. Wir bekamen auch da etwas Verpflegung an Brot, Wurst und Butter. Unsere Pferde hatte wir 10 Minuten entfernt in einer Scheune untergebracht. Auch hier gab es Hafer, Häcksel und Heu.

## Der 4. April

Nach dem Anspannen ging es um 7.30 Uhr planmäßig weiter. Es war eine gute Straße mit wenig Erhebungen, wir kamen deshalb auch gut vorwärts. Gegen Abend erreichten wir das Städtchen Lisko und wurden auch hier in einer Schule untergebracht, diesmal allerdings ohne Verpflegung. Schlechter jedoch war es für unsere Gespanne, denn wir mussten eine gute Stunde herumfahren, bis wir in einem 2 Kilometer entfernten Dorf eine Unterkunft fanden. Es war ein Schuppen, den wir erst eine halbe Stunde lang bezugsfähig machen mussten. Nach dem Füttern der Pferde mussten wir mit Ausnahme der Wachmannschaften für die Fahrzeuge wieder zurück in unser Quartier. Bei jedem Fahrzeug blieb eine Person als Wächter; bei dem unseren war das meine Tochter Luzia und der Hund.

Mit den Leuten konnten wir uns nur durch Gebärden verständigen, denn sie verstanden nicht deutsch und wir nicht tschechisch.

## Der 5. April

Nachdem wir gefrühstückt hatten, mussten wir erst den weiten Weg zurücklegen, um die Pferde zu versorgen. So konnten wir dann erst um 8 Uhr weiterziehen.

Gegen 10 Uhr meldete der Gespannführer Seifert, dass er halten müsse, denn er verliere einen Reifen vom Rad. Auch das noch! Zum Glück war ein Dorf mit einer Schmiede in der Nähe. Der Schmied hatte den Schaden in einer Stunde wieder behoben.

Am selben Tag bezogen wir in einem Gasthaus in Kunzendorf, einem kleinen Dörfchen, Quartier. Die Unterkunft war dort nicht besonders gut, denn es war kalt und unfreundlich. Die Wagen standen auf einem Gutshof und die Pferde daneben in einem offenen Schuppen. Die eine Seite des Schuppens mussten wir mit Planen verhängen, damit die Pferde wenigstens einigermaßen gegen Zugluft geschützt waren. Die Pferde waren unser kostbarstes Gut und wir waren in einem Land, dessen Bewohner uns nicht gerade freundlich gesinnt waren.

## Der 6. April

Gegen 7 Uhr zogen wir wieder auf der Hauptstraße weiter. Gegen Mittag kamen wir nach Deutschbrod, einer mittleren Stadt. Dort meldeten wir uns auf dem Bürgermeisteramt und wurden nach Stecken, einem größeren Dorf in Richtung Iglau verwiesen. Auf diesem Teil der Fahrt stieg die Straße wieder ziemlich an, so dass alle, manchmal kilometerweit, schieben mussten. Als wir die Pferde fütterten, kam ein Sturm auf, so dass wir kein Heu vorlegen konnten, denn es flog sofort weg und wir mussten sparen.



Die Mädchen, die König Maria, meine Tochter Luzia und die junge Frau Seifert führen

meistens als Kundschafter vorne weg, sei es, den Weg zu erkunden, Quartier zu machen oder die Leute um ein Gebund Heu oder sonstigem Pferdefutter zu belästigen. Auch die Mühlen wurden in dieser Hinsicht sehr gerne besucht und selten umsonst. Wir haben des öfteren Hafer und Kleie zu kaufen bekommen. Oberflächlich könnte man sich das sehr leicht und romantisch vorstellen, jedoch wie viel Mühe und wie viele Kilometer Fahrt hat das gekostet und manchmal welche Abfuhr.

Mittlerweile kamen wir bis nach Lerchendorf, ein kleines Dörfchen 4 km vor Stecken, in das wir fahren sollten. Hier wurden wir von der Tochter des Bürgermeisters mit der Meldung aufgehalten: Wenn ihr der Treck Scheidler seit, so müsst ihr bei uns bleiben, denn in Stecken ist alles schon überfüllt. Uns war das nur allzu recht, denn Menschen und Pferde waren müde. Als der Bürgermeister, ein deutscher sehr freundlicher Mann kam, verwies er Sommers und Seiferts auf das dortige Gut und uns in das leerstehende Straßengasthaus. Der Gastwirt, ein Tscheche, der einen Kilometer weit weg wohnte, brachte uns eine halbe Stunde später den Schlüssel und öffnete die Gaststube. Wenn man ihn auch nicht verstand, so konnte man doch in seiner Miene lesen, dass er uns lieber im Jenseits als in seiner Gaststube gesehen hätte. Er konnte nur nicht so, wie er wollte, denn gegen die Obrigkeit war halt nichts zu machen. Am nächsten Tag kam er mit seiner Frau und räumte die Wohnungseinrichtung bis auf einige wackelige Stühle aus und verschloss die anderen Räume. Na, vor uns brauchte er wirklich keine Angst zu haben; wir waren nicht gekommen, um zu plündern.

Wir durften nicht weiter, wir sollten abwarten bis weiterer Bescheid aus Iglau kommt. Wir machten den Stall zurecht und brachten die Pferde unter. Dann luden wir beide Wagen ab, schafften alles in die Gaststube und richteten uns so häuslich ein, wie es eben ging. Ein kleiner Ofen war auch in der Gaststube und so hatten wir vorläufig alles, was wir brauchten. Während all diesem hatte meine Frau ein lustiges Feuer entfacht und eine halbe Stunde später war, wie immer auf der Fahrt, die berühmt gewordene Kartoffelsuppe fertig zum Essen. Wir waren alle froh, wieder einmal nach langer Zeit eine warme Stube und ein eigenes Heim zu haben.

## Der 7. April

Unser Quartier lag direkt an der Hauptstraße, die die Städte Deutschbrod und Iglau in schnurgerader Richtung von Osten nach Westen und mit vielen Unebenheiten bergauf und bergab, verband. Auf drei Seiten waren wir vom Wald umgeben, der nur an einigen Stellen vom Ackerland durchbrochen war. Hundert Meter östlich lag ein Einzelhof und fünfhundert Meter weiter noch einmal zwei. Alle drei waren von Deutschen bewohnt. In südlicher Richtung lag das kleine Dorf, zur Hälfte von Deutschen und zur Hälfte von Tschechen bewohnt. In einiger Entfernung war ein kleines Gut, das einem Tschechen gehörte. Drei Kilometer südlich von uns war Scheibeldorf, ein schönes rein tschechisches Dorf. Wenn auch das Dorf einen deutschen Namen trug, so war unter den Bewohnern kein einziger Deutscher. Auch dieses Dorf unterstand dem deutschen Bürgermeister von unserem Lerchendorf.

## Der 8. April

Es war wieder einmal Sonntag und dazu ein herrlicher Tag. Wir gingen fast alle in das 4 Kilometer entfernte Stecken, in dem wir eigentlich Quartier beziehen sollten, zum Gottesdienst und gedachten dabei besonders unseres Elends und der verlassenen Heimat.

Nach dem Gottesdienst traf ich viele Bekannte aus unserem Nachbardorf Bielau, die dort mit 340 Personen und vielen Wagen unter der Führung des Herrn Oberinspektor Fiedler einquartiert waren. Der Herr Lehrer Hiller war Generalquartiermeister und dieser klagte mir sein Leid. Er sagte: "Ich möchte mich am liebsten selbstständig machen, denn alle Tage müht man sich ab und fährt viele Kilometer voraus um alle Leute unterzubringen. Aber nie ist es gut genug, denn immerfort wird gemurrt: Er besorgt sich ein gutes Quartier und wir bekommen das Schlechte." Ich sagte ihm, dass ich ihn verstehen könne, denn so viele Leute und Gespanne unterzubringen, dazu gehören öfters, wenn die Orte klein sind, gleich zwei Dörfer, da es doch sowieso schon so viele Flüchtlinge gibt.

In den nächsten Tagen trennten sich dann fünf Bauern von diesem Treck und fuhren in Richtung Iglau weiter. Unter anderen waren das die Bauern Stenzel Herrmann, Nonnast und Tienelt.

## Der 9. April

Am heutigen Tage bekamen wir vom Bürgermeister für jedes Quartier einen Raummeter Brennholz aus dem Wald zugewiesen. Wir haben das auch sofort geholt und zerkleinert. Das hierzu benötigte Handwerkszeug hatten wir alles mit.

Alle, die auf dein Gut untergebracht waren, hatten ein schlechtes Quartier. Sie zogen deshalb nach Scheibelsdorf, wo sie zum Teil in der Schule und zum Teil bei den Bauern ein Unterkommen fanden. Die nächsten Tage haben wir uns dann Arbeit gesucht. Das Nachbargut Stecken hatte neben unserem Quartier einen großen Schlag Acker. Den habe ich mit unserem Gespann umgepflügt und geeggt. Meine Söhne, der Alexander 15 Jahre und der Christian 14 Jahre, haben

mir dabei geholfen. Wir bekamen dafür Hafer, Heu und Stroh für die Pferde. Zuletzt bekamen wir dann noch einen Zentner Weizen, einen Zentner Roggen und die Pferde in der Gutsschmiede neu beschlagen. Während der Woche ging ich nach Scheibelsdorf um nachzusehen, wie alle untergebracht sind. Sommers und Seiferts waren bei einem Bauern untergebracht, halfen dort bei den Feldarbeiten und bekamen eine sehr gute Verpflegung. König, Scheidler August und Schwarzer waren mit ihren Familien in der Schule untergekommen. Der stellvertretende Bürgermeister brachte ihnen alle Tage Brot und andere Lebensmittel, so dass sie sehr zufrieden waren und keine Not zu leiden brauchten. Somit waren alle gut versorgt.

Meine Töchter Gertrud und Luzia halfen bei dem Bauern Hetwer auf dem Einzelhof gleich neben uns. Sie machten dort alle Arbeiten mit und die Luzia fuhr sogar mit einem Ochsengespann. Die Leute hatten ungefähr 10 ha Ackerland. Der Boden dort war nicht besonders gut, stückweise verwittert, steinig und mit felsigem Untergrund. Der Bauer war allein mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und den alten Eltern. Es waren gute Leute und hatten auch ihre Sache in bester Ordnung.

Die Deutschen waren gegenüber den Tschechen in der Minderheit, und wenn auch äußerlich das Nebeneinanderleben scheinbar in bester Harmonie vor sich ging, so war doch, einem Fremden kaum bemerkbar, eine gewisse Spannung zu verspüren, die auch jeder so gut wie möglich zu verbergen suchte. Als ich wieder einmal in **Stecken** war, um in der Gutsschmiede mein Pferd beschlagen zu lassen, fragte ich eine alte Frau, die mit ihren Kühen aufs Feld fuhr: "Na Mutter, wie geht's euch denn?" Darauf sagte sie: "Nicht gut, wir sind schon über 300 Jahre hier, aber es ist uns noch nie besonders gut gegangen. "Eine Woche später hatten auch hier alle Deutschen die geheime Weisung bekommen, ihre Sachen zu packen und ihre Wagen für eine Flucht zu rüsten. Also auch dort!

Obwohl wir selber heimatlos waren, so haben uns doch die guten Leute von Herzen Leid getan. Eine Frau weinte und sagte: "Was soll ich denn alleine machen mit meinen Kindern, mein Mann ist im Feld?"

Der Bauer Hetwer hat noch schnell zwei Schweine geschlachtet. Ein drittes bot er uns an, das wir gerne nahmen. Ich habe es mit meinem Vetter dem Schneider geteilt und eingesalzen; so war auch uns wieder geholfen.

Der Bauer wollte nicht fort. Er wollte mit seiner Familie in den Wald fahren und warten, bis die Unruhe vorüber sei.

Arme Menschen, wie wird es euch ergangen sein?

Eine drohende Gewitterwolke stand am Himmel. Man wusste nicht wie sie sich entladen würde. Wehe, wenn sie losgelassen, ohne Widerstand durch die volksbelebten Gassen den ungeheuren Brand wälzend. Ihr armen ahnungslosen Leute, wie wird es euch ergangen sein?

## Der 19. April

Es war Donnerstag, an diesem Tage hatten alle Treckführer in Iglau eine Besprechung, bei der bekanntgegeben wurde, dass alle Trecks bis zum 25.



April die Tschechoslowakei verlassen haben mussten. An diesem Tag haben wir dann alles für die Weiterfahrt vorbereitet.

## Der 20. April

Frühmorgens wurde fieberhaft gearbeitet, die Wagen beladen und die Pferde angespannt. Den Anderen in Scheibelsdorf hatten wir schon den Tag vorher telefonisch Bescheid gegeben. Nachdem wir uns von den guten Leuten verabschiedet hatten, zogen wir gegen 10 Uhr wieder bergauf in südlicher Richtung davon. Bis Stecken fuhren wir ostwärts, dann ging es rechts ab nach Süden zu. Ohne Zwischenfall kamen wir gegen Abend in Windig-Jenikau an. Dort blieben wir halten, bis der Bürgermeister kam und uns ein Quartier anwies. Währenddessen kam ein kalter Regen und wir froren alle. Wir bezogen bei einem Bauern einen offenen Schuppen, den wir erst bezugsfähig machen mussten. Vorne wurde ein Wagen vorgeschoben und eine Plane vorgehängt, damit die Pferde wenigstens etwas geschützt standen. Unser Lager war nebenan bei der Häckselmaschine. An der Schuppenwand wurde eine starke Stange mit einer Kette, die wir bei uns hatten, befestigt. Die Stange wurde ein paar mal mit der Kette umschlungen und durch die großen Glieder steckten wir die Knebel der Anbindeketten der Pferde. Dadurch verhinderten wir eine Beschädigung der Schuppenwand. Diese Konstruktion war mit Leichtigkeit überall anzubringen. In der Küche konnte wohl meine Frau die bekannte Kartoffelsuppe kochen, aber alles andere spielte sich in Gottes freier Natur ab. Die Leute sprachen nicht deutsch und wir nicht tschechisch.

## Der 21. April

Es war wieder einmal Sonntag. Gerne wären wir in den Gottesdienst gegangen, aber an diesem Tag hatten wir den weitesten Weg vor uns. Wir wollten hinüber nach Österreich, denn das lag uns am nächsten. So machten wir uns eben wieder fertig für die Weiterreise. Da wir mit die Wagen im Hof nicht umdrehen konnten, mussten wir sie erst mit den Pferden rückwärts bis zur Hauptstraße ziehen. Nach dem Sammeln ging es wie gewöhnlich in folgender Reihenfolge weiter: den ersten Wagen fuhr mein Sohn Christian, meine Frau saß daneben und der Hund in der Mitte, während ich die Bremse bediente. Den zweiten Wagen fuhr meine Tochter Gertrud, mein Sohn Alexander bediente die Bremse. Auf Sommers und Seiferts Wagen fuhr je ein Pole.

Unterwegs wurde ein Pferd von Sommers Wagen krank. Wir konnten deshalb nur langsam fahren und mussten in einem Dorf eine Stunde Ruhepause machen. Alles ging in den Dörfern spazieren, nur wir waren auf der Flucht, wie gehetztes Wild.

Gegen 5 Uhr kamen wir in dem Dorf **Böhmisch-Gieshübel** an. Als der Bürgermeister kam, schrie er nur in die Gehöfte hinein, die uns aufnehmen sollten und ging seines Weges weiter. Wir wurden in einem Gasthaus untergebracht und unsere Pferde standen bei einem Bauern unter. Auch da mussten wir erst einen alten Schuppen ausräumen und bezugsfähig machen.

Die Leute waren unfreundlich und niemand kümmerte sich um uns. In der Nacht kam Frau Hildegard Weisser nieder und musste von einem Sanitätsauto nach **Pilgram** ins Krankenhaus zur Entbindung gebracht werden.

## Der 22. April

In der Nacht waren 8 bis 10 cm Schnee gefallen. Gleich hinter dem Dorf war ein steiler Berg. Ich machte mir Sorgen, wie wir über den Berg kommen sollten, denn die Pferde hatten alle stumpfe Eisen. Wir spannten erst um 8 Uhr an und als wir an den Berg kamen, fing der Schnee an zu tauen, so dass wir vierspännig ohne Schwierigkeiten hinüber kamen. An diesem Tag kamen wir ohne Hindernisse und ohne weitere nennenswerte Berge bis nach **Liebeckswasser**. Hier wurden wir in einem Gasthaus untergebracht. Die Pferde standen in einer Scheune. Der Sohn der Wirtsleute sprach ganz gut deutsch, so konnte man sich wenigstens mit den Menschen verständigen.

## Der 23. April

Um 7 Uhr wurde gepackt und wir verließen gegen 8 Uhr den Ort. Hier war das Schulgebäude voll mit Flüchtlingen, die schon ein ganzes Jahr im Ort waren.

An diesem Tag überholten wir in einem Dorf den Treck aus Bielau; bei einem Fuhrwerk war ein Rad zerbrochen. Einen solchen Schaden hatten wir gottseidank noch nicht gehabt.

Am späten Nachmittag fuhren wir durch das Städtchen **Kamenitz a.d. Linde**. Zwei Kilometer weiter quartierten wir uns in einem kleinen Dorf ein. Zuerst sollten wir in ein Barackenlager, aber dort war bereits alles überfüllt. Wir mussten wieder umkehren und auf den Dreckwegen, es hatte viel geregnet, wieder ins Dorf zurückfahren. Nach einigem Suchen ließ uns ein Bauer in sein Gehöft und gab uns Platz für uns und unsere Pferde. Als ich ihm eine gute Zigarre anbot, wurde er recht freundlich. Wir hatten wenigstens wieder ein Dach über dem Kopf und konnten auch in der Küche unser Essen verzehren. Man könnte staunen, was so ein Tabak alles ausmacht.

## Der 24. April

Um 7:30 Uhr wurde angespannt. Wir sammelten uns auf der Straße und fuhren wieder zurück nach **Kamenitz**, um wieder auf den richtigen Weg zu kommen. Unterwegs brachten uns unsere Kundschafter mehrere male Heu und Kleie aus einer Mühle. An diesem Tag waren die Wege nicht besonders gut. Gegen Abend landeten wir in einem Dorf namens **Retschütz**. Wir wurden bei einem Bauern in einer Scheune untergebracht. In diesem Hof hatten auch deutsche Soldaten ein kleines Magazin mit allerlei Handwerkszeug angelegt. Auch hier standen die Pferde in einem offenen Schuppen, den wir erst quartierfähig machen mussten. Wir lagerten nebenan in der Scheune.

## Der 25. April

Um 7 Uhr mussten Sommer und ich erst in die Schmiede gehen und die Pferde beschlagen lassen. So konnten wir erst um 8 Uhr anspannen. Die Leute waren mürrisch und haben uns offensichtlich nicht gerne gesehen. Sie hatten aber bestimmt Freude, uns wegfahren zu sehen, und so gleicht sich das aus. Um 11 Uhr kamen wir in einen mächtigem Gewitterregen. Eine halbe Stunde später hätte uns ein amerikanischer Flieger eine große Kiste mit Flugblättern fast auf den Kopf geworfen. Sie ging ca. 200 Meter vor uns dicht am Weg nieder und zerschellte.

Gegen Mittag fuhren wir bei **Moldaustein** über die Moldau. Hoch oben auf einem Berg war dort eine Burg. Dahinter kamen wir an mehreren großen Seen vorbei. Es war dies die schönste und romantischste Gegend auf unserem Weg. Gegen 5 Uhr kamen wir auf eine breite Hauptstraße und fuhren auf dieser in das Städtchen **Frohnbruck**. Dort trafen wir wieder den Treck aus Bielau. Die Hälfte des Trecks blieb in Frohnbruck, die andere Hälfte musste weiter, weil sie im Städtchen nicht alle untergebracht werden konnten. Nach einigem Warten mussten wir ein Stück zurückfahren und wurden in ein Gasthaus eingewiesen. Dort gab es einen schönen Pferdestall, aber oh Schreck, er war halb voll mit Sägespänen, die wir erst während| der Nacht ausräumen mussten. Wir bezogen dann im Gastzimmer Quartier. Wenn wir auch kein Bett hatten, so hatten wir doch wenigstens seit langer Zeit ein Zimmer.

## Der 26. April

Um 7.30 Uhr zogen wir bei schönstem Wetter auf ebener Landstraße zum Städtchen hinaus. Es war fast die einzige Etappe, auf der wir keinen Berg zu überwinden hatten. Zu Mittag hielten wir wie gewohnt unsere Rast von eineinhalb Stunden. Als wir gegessen hatten und die Pferde ihr Futter hatten, ging es wieder weiter. Am Nachmittag fuhren wir in einem Bogen von etwa sechs Kilometer an der **Stadt Budweis** vorbei. Wir hätten ebenso gut durch die Stadt fahren können, ließen aber davon ab, weil uns zu Ohren gekommen war, dass in der Stadt schon Unruhen ausgebrochen seien.

Abends um 6 Uhr kamen uns unsere Kundschafter nachgefahren. Wir sollten umkehren, denn sie hatten 2 Kilometer zurück ein Quartier bekommen. So mühsam es im Wald auch zum Umdrehen ging, so gelang es uns doch und wir fuhren zurück zu einem einzeln liegenden Gut. Im Gutshof kam mir ein SS-Unteroffizier entgegen, den ich fragte wo hier der Chef oder der Verwalter sei. Er erklärte mir, dass er beides sei, denn es war niemand außer dieser Gruppe von SS-Leuten auf dem Gut. Platz war genug vorhanden und so konnten wir bleiben. Wir stellten unsere Pferde in einen riesengroßen leeren Stall und konnten sie mit reichlich Heu füttern, von dem mehr als genug vorhanden war.

Anschließend bezogen wir unser Quartier im Gesindehaus, das ebenfalls leer stand. Die SS-Gruppe bewohnte das Herrenhaus. Als wir uns gestärkt hatten, begaben wir uns zur Ruhe. Wir und die Pferde waren müde, denn wir hatten an diesem Tag 42 Kilometer zurückgelegt.

## Der 27. April

Da wir nicht mehr weit bis an die österreichische Grenze hatten, beschlossen wir, einen Ruhetag zu halten, um uns und die Pferde auszuruhen. Heu hatten wir genug und bekamen auch einen Sack Hafer von dem Unteroffizier. Soviel Heu man den Pferden auch geben wollte, so wollten sie nicht richtig fressen. Sie fingen alle an krank zu werden. Sie hatten die Druse und das war auch kein Wunder, denn das Wasser, hier Brunnenwasser, dort aus einem Graben und immer kalt und vor allem die zugigen Unterkünfte, nur selten ein warmer Stall; das hält auf Dauer auch das gesündeste Tier nicht aus.

Das Gut war 175 ha groß und lag auf freiem Feld. Die Gebäude, um den großen Hof herum gebaut, waren in gutem Zustand. Alles war leer, die Ställe, die Geräteschuppen sowie die Scheunen. Heu war noch da und auf dem Schüttboden lagen noch ungefähr 100 Zentner Hafer. Das Gut gehörte einem Grafen von Schwarzenberg. -

Die Soldaten fuhren Dünger aufs Feld, um ihre Pferde in Bewegung zu halten. Wir haben unsere Wagen geschmiert und ausgebessert und die Heuvorräte ergänzt.

## Der 28. April

Um 8 Uhr zogen wir wieder weiter durch einen Wald in Richtung- Grenze. Gegen Mittag kamen wir auf einem schlechten, steinigen Weg- über die Grenze und fuhren in ein Dorf. Da dieses Dorf schon stark mit Flüchtlingen belegt und es zum Quartiermachen noch zu zeitig war, fuhren wir weiter. Wir kamen gegen Abend durch einen Einschnitt der tschechoslowakischen Grenze in das tschechische Dorf namens **Nettalitz**. Die Wagen wurden auf einem freien Platz aufgestellt und wir und die Pferde bezogen Unterkunft in einem Gasthaus.

## Der 29. April

Um 8 Uhr fuhren wir wieder weiter und kamen um 9.30 Uhr an die österreichische Grenze. Dort sammelten wir uns. Nach der Prüfung unseres Fahrscheines konnten wir die Reise fortsetzen. Eine Stunde später kamen wir in ein wunderbares Tal. Rechts an den Berghängen standen viele tausend Kirschbäume in voller Blüte. Es war ein herrlicher Anblick. Wenigstens ein Sonnenstrahl auf unserem Kreuzweg. Im nächsten größeren Dorf hielten wir Mittagsrast und fütterten die Pferde während ein starker Regen einsetzte. Wir wollten warten bis es aufhörte, aber es wurde nicht besser und so fuhren wir im Regen weiter. Nach einer Stunde mussten wir die Wagen wieder vierspännig einen hohen Berg hinaufziehen. Es regnete unaufhörlich weiter und es war kalt.

Gegen 4 Uhr kam der Schneider mit der freudigen Nachricht, dass sie zwar schon 3 Dörfer wegen eines Quartieres abgesucht, aber jetzt endlich doch eines gefunden hätten. Es lag hoch in den Bergen und wir hatten noch eine gute Stunde zu fahren. Na, es war doch wenigstens wieder Hoffnung auf eine gute Unterkunft. Nach dreiviertel Stunden mussten wir die Wagen vierspännig in das bergige Dorf Pzyslop hinaufziehen. Dort bezogen wir bei einem Bauern ein kleines Zimmer, das meine Tochter Luzia schon geheizt hatte. Da fühlte man sich wirklich wohl. Nur die Pferde hatten einen zu kleinen Stall.

Das Dorf bestand aus 8 Besitzern, meistens Kleinbauern. Der Acker brachte wenig Erträge. Jeder hatte auch ein paar Schafe, die ein Hirte alle Tage auf den steinigen Wiesen und Wäldern hütete. Die Leute bauten unter anderem auch Lein an. Sie spinnen den daraus gefertigten Flachs zur Hälfte mit Schafwolle zu einem festen, wolligen Faden, der zur Anfertigung vieler Kleidungsstücke Verwendung fand. Die Leute kamen wenig mit der anspruchsvollen Außenwelt in Berührung und lebten glücklich und zufrieden. Es war deshalb auch verständlich, dass sie uns als Friedensstörer ansahen. Es waren gute Leute und wir hatten uns auch bald mit ihnen angefreundet. Ich habe manchmal bei ihren Arbeiten zugehört und es kam mir vor wie zu Urgroßmutterns Zeiten.

## Der 30. April

Wir waren der Meinung in Sicherheit zu sein und machten uns daher nach einer ruhigen, gut geschlafenen Nacht um 7.30 Uhr fertig zum Kirchgang in das Kirchdorf **Tisch**. Da wir den Weg allein nicht finden konnten, schlossen wir uns einigen Ortsbewohnern an. Der Weg ging fast eineinhalb Stunden weit durch einen dichten Wald über mehrere

Höhenrücken. Nach dem Gottesdienst sahen wir uns in der Gegend um. Es war ein schönes Dorf und, wie alle anderen, voller Flüchtlinge.

Nach der Mittagsmahlzeit, die heute am Sonntag etwas besser war, donnerten mehrere Flugzeuge über unser sonst so ruhiges Dorf hinweg. Einige Sekunden später krachte es aus der Richtung des Nachbardorfes. Noch am selben Tag erfuhren wir, dass im Nachbardorf ein Treck aus Leobschütz, das liegt in Oberschlesien, beschossen worden sei, wobei einige Personen sowie mehrere Pferde getötet wurden. Wie schmerzlich mag es für die Hinterbliebenen gewesen sein, ihre Lieben fern der Heimat zu lassen und selber nicht zu wissen wohin der Weg führt. Wir blieben auch Montag und Dienstag in dem Ort. Wie an allen Stellen, an denen wir mehrere Tage blieben, backten wir unser Brot aus dem Mehl, dass wir von zuhause mitgenommen hatten.

Da die Flugzeuge die Gegend immer unsicherer machten, beschlossen wir, Mittwoch abends die Weiterfahrt anzutreten und die Nacht zu nutzen. Als wir jedoch früh erwachten, waren 10 cm Schnee gefallen und so konnten wir wegen der vielen Berge und den schlechten Wegen doch nicht aufbrechen. Als sich die nächsten Tage das Wetter wieder aufklärte und der Schnee wegging, setzten wir die Abfahrt auf den Freitag Abend fest.

## Der 4. Mai

Nachmittags um 4 Uhr machten wir alles für unserer Weiterfahrt bereit. Wir zogen die Wagen aus der Deckung, unter die wir sie wegen der Fliegergefahr gestellt hatten und spannten die Pferde an. Um 5 Uhr nahmen wir Abschied von den guten Leuten. Begleitet von ihren lieben Wünschen für eine glückliche Weiterfahrt zogen wir zum Dorf hinunter. Auf der Hauptstraße fuhren wir durch das Dorf **Graß-Zmitsch**. Im nächsten Dorf trafen wir den Bürgermeister Schneider aus unserem Nachbardorf **Mohrau** mit seiner Familie, Pferden und Wagen. Nach der Durchfahrt mehrerer Dörfer standen wir am Fuße eines sehr langen und hohen Berges. Es fing schon an zu dunkeln. Von hier aus mussten wir vier Pferde an einen Wagen spannen, den selben einige hundert Meter hinaufziehen und dann die anderen nachholen. So ging es weiter, bis wir die 6 km lange Strecke zurückgelegt hatten. Eine schwere Leistung für die Pferde. Hier hielten wir eine Stunde Rast, aßen und fütterten die Pferde. Es war stockfinstere Nacht geworden und im dichten Nadelwald konnte man nichts mehr unterscheiden. In der Ferne war starker Geschützdonner zu hören. Während des Aufblitzens der Geschütze konnte man für Sekunden den Weg erkennen. Beim Weiterfahren mussten wir uns ganz auf die Pferde verlassen. Der Weg war sehr schmal und zu beiden Seiten war ein tiefer Graben; zudem ging es jetzt steil bergab und bei jedem Wagen musste eine Person bremsen. Die Hinteren schrien andauernd: "Fahrt doch langsamer, man kann doch nichts sehen, ... wo seid ihr den eigentlich?"

Wenn sich der Wald manchmal lichtete, konnte man von Zeit zu Zeit vereinzelte Häuser sehen. So ging das einige Stunden bis wir auf einmal vor der Häuserfront eines größeren Dorfes standen. Wir hielten an, denn wir wussten hier nicht mehr ein nach aus. Wir wollten die Pferde eindecken, aber es kam ein starker Sturm auf und ließ die Decken nicht liegen, zudem fing es an zu regnen und war sehr kalt. Es war 1 Uhr nachts und wir standen in einem fremden uns unbekannten Dorf. Wir tasteten die Haustore der Häuserfront ab und siehe da, ein Tor ließ sich öffnen. Wir machten es auf. Schnell holten wir die Wagen und fuhren sie unter die Hausunterfahrt, damit auch die Pferde geschützt standen. Wir suchten weiter. Außer Streichhölzern hatten wir kein Licht.

Wir fanden einen leeren Stall. Schnell hatten wir die Pferde ausgespannt und im Stall untergestellt. Wir gaben ihnen Futter und fanden dann auch für uns ein Lager in einer Scheune mit viel Stroh.

## Der 5. Mai

Als wir früh erwachten, war es 8 Uhr. Während wir die Pferde fütterten war auch schon der Kaffee fürs Frühstück fertig, den meine Frau in der Küche unserer unbekannten Wirtsleute gekocht hatte. Es stellte sich dann heraus, dass wir in einem Gasthaus eingebrochen waren; deshalb auch der leere Stall. Seiner Miene nach zu urteilen, war der Wirt nicht sehr erfreut über unseren Einbruch. Wir haben ihn auch nicht lange belästigt. Eine Stunde später standen wir wieder fahrbereit auf der Straße. Das Dorf hieß **Stein** und liegt 20 Kilometer westlich von Krumau.

Wieder ging es weiter in Richtung Süden. Ungefähr um 12 Uhr waren wir in dem kleinen Dorf **Quitaschin**. Dort wurden wir vom Bürgermeister aufgehalten und durften wegen der Frontnähe nicht weiterfahren. Wir aber wollten durch die amerikanische Front in Richtung Bayern, Thüringen, Sachsen und von da wieder zurück in unsere geliebte Heimat Schlesien. Wir wollten endlich Ruhe und Frieden haben, wir hatten genug erlebt, genug gesehen und genug gebettelt. Vor uns hielten noch andere Flüchtlingsfahrzeuge aus dem Kreis Leobschütz. Auch sie dachten so wie wir und wollten heim.

Wir suchten sofort Quartier und hatten Glück. Ein mitleidiger Bauer öffnete seine Scheune und stellte sie uns zur Verfügung. Die Pferde kamen auf die rechte Seite, zwei Wagen in die Mitte und alle Personen auf die linke Seite. Somit war alles untergebracht; wie lange wussten wir nicht.

Der Bauer hatte 50 ha Grund. Davon waren ein Drittel Acker, ein Drittel Wiese und Weide und ein Drittel Wald. Der Acker war sehr steinig, doch das Vieh war verhältnismäßig gut gefüttert. Das Dorf lag 800 Meter über dem Meeresspiegel und deshalb war auch der Ernteertrag schon ziemlich gering. Die Leute jedoch waren zufrieden. Der Bauer ließ uns auch manchmal von seinem Heuvorrat füttern.

## Der 6. Mai

Es war ein Sonntag. Nachdem wir gefrühstückt und die Pferde gefüttert hatten, machten wir uns zurecht und gingen in den Gottesdienst in das Pfarrdorf **Stein**. Bis dort hin war es eine Stunde bergigen Weges. Obwohl die Kirche groß war, war sie, wie man sehen konnte, mit Flüchtlingen überfüllt. Wohl jeder unserer Leidensgenossen mag wohl wie wir ein inniges Gebet zum Himmel gesandt haben um Rettung aus dieser Notlage.

Am Nachmittag besichtigte ich das kleine Dorf. Unter anderen traf ich auch eine Familie, die mit dem Bauern Richard König aus unserem Heimatdorf verwandt war. Sie gehörte zu dem Treck aus dem Dorf Leisnitz Kreis Leobschütz.

Von einem Hügel hinter dem Dorf aus sah man die schweren Einschläge der amerikanischen Artillerie.

Die nächsten Tage verliefen ohne besondere Ereignisse. Die Frauen backten Brot, wuschen und besserten die Wäsche aus.

## Am 8. Mai 1945

kapitulierte Deutschland und die Feindseligkeiten wurden eingestellt.

## Am 9. Mai

fuhr ein amerikanischer Spähwagen mit aufgepflanztem Maschinengewehr vorsichtig und nach allen Seiten spähend durch unseren Ort.

## Der 10. Mai

Wenn auch unsere Pferde an der Druse erkrankt waren und das beste Heu nicht richtig fressen wollten, so ging dieses doch allmählich zur Neige. Der Bauer riet uns, in den Marktflecken Plan zu fahren, dort sei ein großes Proviantlager und vielleicht bekämen wir jetzt etwas zu kaufen. Wir liehen uns von dem Bauern einen kleinen Wagen. Mein Leidensgenosse Sommer stellte uns den Pferdeburshen Gunther Kirsch mit zwei Pferden zur Verfügung und ich machte den Führer und Begleiter zugleich. Zum Zeichen unserer friedlichen Gesinnung befestigten wir vorne am Wagen eine Stange mit einer weißen Parlamentärsfahne und fuhren los. Unterwegs fuhren wir durch mehrere von den Amerikanern besetzte Dörfer und kamen so in den **Marktflecken Plan**. Ich begab mich sofort auf das Bürgermeisteramt und brachte meine Wünsche vor. Dort sagte man mir, dass alles von den Amerikanern beschlagnahmt sei und man vorläufig noch nicht wisse, was weiter geschehen solle. Somit war ich entlassen und stand wieder auf der Straße. So ganz umsonst war der Weg jedoch nicht, denn unterwegs bekamen wir von einigen Amerikanern einige Packungen Zigaretten zugeworfen, die wir mit dem freundlichsten "Ich danke schön" entgegennahmen.

Auf der Weiterfahrt kamen wir an einem **großen See** vorüber. Das Gelände war hügelig und steinig und der Acker war nicht besonders fruchtbar.

Meine Töchter, die Gertrud und die Luzia halfen fast alle Tage bei dem Bauern auf dem Feld Steine klauben, Kartoffel stecken oder was es eben gerade zu tun gab. Dafür bekamen sie Verpflegung und zwei Zentner Hafer für die Pferde. Das Stroh war bei allen Leuten sehr knapp. Deshalb wurde auch meistens Nadelreisig verwendet, das die Dienstboten im Winter und im Frühjahr abhacken mussten.

## Der 11. Mai

An diesem Tag erfuhren wir, dass die Amerikaner in **Hörlitz**, einem größeren Ort 5 Kilometer von uns entfernt, ein Lager geöffnet und der Bevölkerung freigegeben hatten. Wir machten uns deshalb auch auf den Weg dorthin, denn wir konnten sehr vieles gut gebrauchen. Dort waren viele Leute und schleppten ganze Berge an Waren weg. Es gab da Schuhe, Stiefel, Wäsche und alle Art Heeresausrüstung. Wir suchten uns aus, was wir notwendig gebrauchen konnten, packten alles aufs Rad und fuhren wieder in unser Quartier. Vieles konnten wir sowieso nicht nehmen, denn wo sollten wir es auch hin tun, außerdem wäre vieles nur unnötiger Ballast für unsere ungewisse Reise gewesen. Auch der Pole von Seifert und ein Pole von Sommers hatten sich Sachen geholt und große Pakete zurechtgemacht. Ein Pole von Sommers Gruppe hatte sich schon abgesetzt. Die beiden anderen fingen auch an zu meutern und wollten die Pferde

nicht mehr füttern. Sie gerieten mit dem Bauer Sommer in Streit, in dessen Verlauf sie Sommer tätlich bedrohten und totschiagen wollten.

## Der 12. Mai

Am späten Vormittag machten sich die Polen für ihre Rückreise bereit, packten ihre Pakete und fuhren auf einem gerade vorüberkommenden Wagen in Richtung Stein mit. Kaum waren sie fort, sagte Frau Schwarz: "Mir fehlt ein Karton. Da habe ich den Anzug und ein Paar Schuhe von meinem Mann drinnen. Den haben sicherlich die Polen mitgenommen. Wenn mein Mann nach Hause kommt, dann hat er nichts anzuziehen. Herr Scheidler, würden Sie so freundlich sein und den Polen nach fahren? Vielleicht lässt sich was erreichen." Ich fuhr sofort los, den Polen nach in Richtung Stein. Unterwegs fuhr ich an ihnen vorbei und tat so, als würde bei mich nicht für sie interessieren, bemerkte aber an ihren Mienen, dass sie kein reines Gewissen hatten. Ich konnte allein ohne Polizei ohnehin nichts anfangen, umso mehr, als auch andere Polen aus unserem Quartierdorf dabei waren. Ich fuhr bis nach Stein und sprach, da es eine deutsche Polizei nicht mehr gab, bei der amerikanischen Kommandantur vor. Es wurde nichts unternommen, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, da die Polen einige Minuten später vorbei fuhren. Die waren froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, während ich sprachlos da stand. Meiner Meinung nach war alles was deutsch ist zum Freiwild erklärt worden.

Ein Sprichwort sagt: Unrecht tut selten gut. So war es dann auch bei den Polen. Ein Jahr später erfuhren wir, dass diese Polen in unser Heimatdorf zurückgekehrt waren und dass ihnen dort die anderen Polen alles weggenommen haben.

Zur selben Zeit war auch unser Schneider mit seinem Fahrrad in Stein, um bei einem Bäcker einzukaufen. Als er jedoch den Laden verließ, war sein Fahrrad nicht mehr auffindbar. - Es hatte schon einen anderen Herren gefunden. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Hause zu gehen. Er wollte es zuhause noch immer nicht glauben, denn er fragte jeden, ob wir uns nicht einen Witz erlaubt und ihm sein Fahrrad weggenommen hätten. Wir hatten nun einen Kundschafter weniger.

## Der 13. Mai

Es war wieder Sonntag, aber für uns so trostlos, wie jeder andere Tag. Wir gingen wieder nach Stein zum Gottesdienst, um wenigstens in der Kirche etwas Trost zu finden und für eine glückliche Weiterfahrt zu bitten.

Gegen Mittag besuchten uns die Leidensgenossen vom Leisnitzer Treck. Sie erzählten, dass die Flüchtlinge bis nach Budweis fahren sollten. Dort würden sie auf die Bahn verladen und bis an die schlesische Grenze gebracht. Das hörte sich ganz gut an, aber ich schenkte diesen Erzählungen keinen Glauben, denn man hatte schon gehört, dass in der Tschechei viele Trecks ausgeplündert worden sein sollten. Sogar Trecks mit amerikanischer Bewachung sollten beschossen worden sein.

Sie hatten vor, falls sie in Budweis nicht verladen würden, auf eigene Faust durch die Tschechei zu fahren und eventuell Widerstand zu leisten. Sie waren der Meinung mit ca. 80 Wagen schon durchkommen zu können. Wir sollten uns ihnen anschließen. Den nächsten Tag wollten sie mit dem Fahrrad zu dem großen Lager Tisch fahren, um sich dort

über alle Einzelheiten zu erkundigen. Auch ich sollte mitfahren. Das sagte ich ihnen auch zu, jedoch auf eigene Faust durch die Tschechei zu fahren, war mir doch zu abenteuerlich, umso mehr, da wir die Besiegten waren und keine Waffen mehr besitzen durften.

Eine Stunde später fuhr ich mit meinem Kollegen Sommer nach **Schwarzhoch**. Dort sollte sechs Kilometer weiter, auf dem Weg zur bayerischen Grenze, den wir fahren wollten, ein großes Lager sein. Zwei Kilometer vor Schwarzhoch begann das Lager und zog sich in unüberschaubarer Breite bis an den Ort. Da standen Fahrzeuge aller Art und im Lager waren viele tausend Soldaten, die auf ihre Entlassung warteten. Wir schoben mit dem Fahrrad durch das Lager, um vielleicht unter den Soldaten einen Bekannten zu treffen; aber vergebens. Manche hatten sich unter den Fahrzeugen ein Lager zurecht gemacht, andere hatten sich ein Zelt gebaut und wieder andere hatten sich Äste in die Erde gesteckt und suchten Schutz dahinter.

Wir gingen weiter nach Schwarzenhoch. Ich wollte auf der Kommandantur erfahren, wann wir die Genehmigung zur Weiterfahrt bekämen. Dort sagte man uns: "Vorläufig noch nicht. Ihr müsst warten."

Auf dem Rückweg gingen wir auf der rechten Seite durchs Lager. Ganz hinten am Rande waren viele Flüchtlinge mit ihren Wagen. Auf dem Feld hatten sie Pfähle in die Erde geschlagen, Stangen daran genagelt und die Pferde daran gebunden. Die Leute hatten sich hinter den Wagen Planen befestigt und lagen so dahinter. Welch ein Bild der Trostlosigkeit; da hatten wir wenigstens ein Dach über dem Kopf.

Als wir schon ein Stück hinter dem Lager waren, kam ein Pole und fragte, ob wir Deutsche seien. Wir bestätigten das. Er sagte er sei KZ-ler und ihm sei gesagt worden, er könne jedem Deutschen, den er trifft, ohne weiteres sein Fahrrad wegnehmen. So wollte er gleich Sommers Fahrrad haben. Ich sagte ihm, dass das gar nicht in Frage käme und dass wir nach Schwarzenhoch auf die Kommandantur gehen werden, um diese Frechheit zu melden. Der Pole ging mit. Es war fast eine halbe Stunde Weg zurück bis nach Schwarzenhoch. Auf der Kommandantur erzählte ich dem deutschen Offizier alles, wie es sich zugetragen hatte. Dieser sagte:

"Das kommt gar nicht in Frage. Es kann doch nicht jeder beliebige Ausländer kommen und einem Deutschen sein Fahrrad wegnehmen. Nun, soweit sind wir doch noch nicht. "Er erklärte das auch dem amerikanischen Offizier in englischer Sprache. Zum Polen gewandt sagte er: "Sie haben nicht das Recht einem Deutschen ohne weiteres sein Fahrrad wegzunehmen. Wir werden Sie nach Hause schaffen, aber nicht auf diesem Weg, sondern mit der Bahn. "Wir waren somit entlassen. Sommer war froh, dass er sein Fahrrad behalten konnte. Ich musste immer für ihn sprechen, da er schlecht hörte. Jetzt fuhren wir zum zweiten mal zurück, zu diesmal jedoch ohne Zwischenfall.

Ich hatte ein Pferd, das besonders schwer an Druse litt. Wenn es lag, konnte es nicht mehr allein aufstehen. So ging ich zum Bürgermeister und bat ihn, mir eine Bescheinigung zum Ankauf eines Militärpferdes, die es jetzt bei der Auflösung der Wehrmacht gab, zu geben. Das meine würde die Strapazen besonders in diesen Bergen nicht mehr lange aushalten.

## Der 14. Mai

Gegen Mittag begleitete ich meinen Leidensgenossen vom Leisnitzer Treck mit dem Fahrrad nach Stein. Von Stein aus fuhren wir über die Berge hinweg nach Tisch, den selben Weg, auf dem wir bei unserer Nachtfahrt gekommen waren. Jetzt, bei Tageslicht, konnte man die Beschwerlichkeit des Weges erst richtig erkennen.

Unterwegs unterhielten wir uns, wie wir am schnellsten und am sichersten wieder in die Heimat gelangen konnten. Ich riet davon ab, durch die Tschechoslowakei zu fahren, denn es kamen immer schlimmere Nachrichten zu uns. Ich war mir sicher, dass das nur der Anfang war und dass es immer unsicherer werden würde.

Das Lager in Tisch war nicht so groß wie in Schwarzhoch, doch auch hier waren viele Flüchtlinge und mehrere tausend Soldaten, die auf ihre Entlassung warteten.

Wir gingen zuerst zur Lagerverwaltung, wo auch schon viele andere Treckführer waren. Dort wurde von einem jeden aufgeschrieben wie viele Personen, Pferde und Wagen sein Treck hatte. Außer dass wir weiter abwarten sollten, erfuhren wir nichts.

Während wir das Lager besichtigten, traf ich einen guten Bekannten, den Bauernsohn Birnbrinch aus Dörnstein, einem benachbarten Dorf von Preiland. Die Freude über das unverhoffte Wiedersehen war beiderseits groß. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Notlage. Er war Soldat und wartete, wie so viele andere, auf seine Entlassung. Nach einiger Zeit fragte er mich, ob ich wisse, wo seine Eltern seien, aber darauf konnte ich ihm leider auch keine Auskunft geben. Er erzählte, dass er zwei gute Pferde habe, die er mit nach Hause nehmen möchte, aber noch nicht wisse, wie er bis dahin durchkommen sollte. Wir verabschiedeten uns später recht herzlich mit dem Wunsch, uns bald in der Heimat gesund wiederzusehen. Aber was nutzen alle guten Wünsche, wenn sie nicht in Erfüllung gehen? So war es auch hier. Ein Jahr später erfuhren wir von seinem Cousin, dass seine Eltern von einem Kameraden die traurige Nachricht erhielten, dass ihr Sohn in Russland an einer schweren Krankheit gestorben sei.

Auf dem Rückweg war ich allein. Unterwegs erfuhr ich, dass in **Krumau** ein Proviantlager sei und dort Heu verkauft würde. Als ich gegen Abend in unser Quartier zurückkam, hatte ich den Entschluss gefasst, am nächsten Tag mit einem Gespann dorthin zu fahren.

Mit meinem Kameraden Sommer besprach ich dann alles Weitere.

## Der 15. Mai

Um 7 Uhr borgten wir uns von unserem Quartierwirt einen Wagen und fuhren um 7:20 Uhr in Richtung Krumau ab. Sommer und sein Pferdebursche Kirsch fuhren mit dem Wagen, während ich mit dem Fahrrad fuhr. Ich wollte vor den Wagen in Krumau sein, um alles Notwendige zu erledigen, damit wir sofort aufladen konnten.

Bis Krumau waren es 25 km bergigen Weges. Fast den ganzen Weg entlang sah man die Spuren eines unseligen verlorenen Krieges. Auf beiden Seiten der Strecke umgestürzte Autos, Waffen, Munition, Ausrüstungsgegenstände; alles ein einziges Durcheinander, daneben die vielen tausend Flüchtlinge, Heimatvertriebene und Obdachlose. Das waren der Schweiß und die mühsam ersparten Groschen des deutschen Volkes.

Auch in Krumau waren mehrere große Lager mit Truppen, die auf ihre Entlassung warteten. Alles, wohin man auch sah, war in Auflösung begriffen. Ich suchte die Proviantverwaltung und kaufte 20 Zentner Heu. Ich bezahlte, ließ mir

eine Quittung geben und wartete bis Sommer mit dem Gespann kam. Krumau ist eine kleine bergige Stadt an der tschechischen Grenze zu Österreich. Als das Gespann kam, fuhren wir einen steilen Berg hinauf bis weit hinter die Stadt, um dort unser Heu aufzuladen. Als wir zwanzig Ballon zu je einem Zentner auf dem Fuhrwerk hatten, machten wir uns wieder auf den Heimweg. Doch kaum hatten wir das Lager verlassen, ging der Wagen kaputt. Vorne an der Leiter war eine Stütze gebrochen. Wir hatten den schwachen Wagen wohl ein wenig überladen. Nun war guter Rat teuer. Ich ging in ein nahegelegenes Haus und borgte mir ein Beil und eine Zange. Mit einem dicken Ast, den bei von einem Strauch abhackte und einem Stück Draht brachten wir den Wagen leidlich wieder in Ordnung. Sommer musste nun sehr vorsichtig fahren, um das Quartier zu erreichen. Unterwegs trafen wir einen großen Treck. Die Leute hausten schon tagelang in einem Wald und wussten eben sowenig wie wir, was sie machen sollten; auch sie wollten wieder nach Hause.

## Der 16. Main

Gegen 5 Uhr machte ich mich mit den Fahrrad auf den Weg, um eine Militäreinheit mit Pferden zu suchen. Ich fuhr in Richtung Stein und erkundigte mich überall danach. Etwa 5 km nördlich von Stein lagerte ein Bataillon mit schweren Pferden. Ich wollte ein Pferd kaufen. Pferde waren aber nur gegen Lebensmittel zu haben und die brauchten wir selber. Obwohl man schon viele Pferde abgegeben hatte, konnte mir niemand eine Zusage machen. Alle verwiesen mich auf den Bataillonskommandeur, der erst morgen wieder im Lager sein sollte. So trat ich wieder den Heimweg an, mit dem Gedanken, morgen wieder anzufragen.

## Der 17. Mai

Früh fuhr ich wieder los. Diesermal nahm ich meine Tochter Luzia mit. Wir hatten Glück, der Bataillonskommandeur war da und bei ihm konnte mein Anliegen vorbringen. Er sagte, er habe schon zu viele Pferde abgegeben und könne mir keines überlassen, jedoch in der Kompanie Gloger wären aber noch welche zu haben. Er gab uns sogar einen schriftlichen Befehl an den kommandierenden Offizier zur Herausgabe eines Pferdes mit, zeigte uns die Richtung und nannte uns das Dorf Hagelschlag. Wir bedankten uns und machten uns sofort auf den Weg; zuerst mit dem Rad, dann zu Fuß, immer bergauf. Zuerst ging es auf der Hauptstraße aufwärts, dann nach links auf einem felsigen Weg bis in das kleine Dorf Hagelschlag, eineinhalb Stunden lang. In Hagelschlag angekommen, wollte uns der Kompanieführer kein Pferd geben, denn er brauche, wie er sagte, die Pferde selbst. Zu guterletzt bekamen wir aber doch eines, denn gegen den Befehl seines Vorgesetzten konnte er doch nicht handeln.

Er fragte uns, wo her wir seien worauf wir antworteten: "Aus Preiland bei Neisse." "So so! sagte er, "kennen Sie das Bankhaus Gloger in Neisse? "Selbstverständlich kannten wir es; und er erzählte uns, dass er dessen Chef sei. Da war die Freude groß, dass wir so nahe Landsleute waren und uns in den österreichischen Bergen treffen mussten.

Während wir uns noch lange über unsere Heimat unterhielten, traf der Fahrer mit dem Pferd ein. Wir nahmen das Pferd in Empfang, verabschiedeten uns herzlich mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen in der Heimat und machten uns auf den Weg.

Ich nahm beide Fahrräder und die Luzia führte das Pferd. Es war ein starker Fuchs, ungefähr 10 Jahre alt, hatte etwas flachen Huf und ging ganz schön langsam. Na ja, das Beste mag wohl keiner gerne hergeben, aber schließlich war uns doch sehr geholfen.

Am Abend kamen wir nach einem Weg von drei Stunden im Quartier an.

## Der 18. Mai

Am Morgen ließen wir, soweit es notwendig war, unsere Pferde beschlagen und machten unsere Wagen zurecht.

Im Laufe des Nachmittags fuhren die König Maria und meine Tochter Luzia ins Lager nach **Schwarzenhoch**. Sie wollten sehen, ob sie unter den vielen Soldaten einen Bekannten finden würden. Hauptsächlich sollten sie aber in der Kommandantur anfragen, wann wir endlich **in Richtung Passau** weiterfahren könnten. Gegen Abend kamen sie mit einer erfreulichen Nachricht zurück. Ein Offizier in der Kommandantur hatte ihnen fest versprochen, dass wir, wenn wir morgen früh um 4 Uhr 30 dort seien, einen Pass nach Passau ausgestellt bekämen. Mir kam das alles ein bisschen sonderbar vor, aber was macht man nicht alles, wenn man in der Not ist.

Gleich darauf wurde fieberhaft gearbeitet, um alles in Ordnung zu bringen, damit wir am nächsten Morgen gleich losfahren konnten. Der Stall wurde sauber gemacht und alles wurde so hergerichtet, wie wir es vorgefunden hatten. Wir wollten bei unserem Herbergsvater kein schlechtes Andenken hinterlassen. Nach am selben Abend verabschiedeten wir uns von ihm und seiner Familie mit herzlichem Dank. Volle zwei Wochen hatten wir hier Quartier gemacht. Jetzt brach unser Kreuzweg wieder an und wir fuhren weiter ins Ungewisse.

## Der 19. Mai

In der Nacht gegen 12 Uhr fingen wir an, die Pferde zu füttern und zu putzen. Ein Pferd war an der Druse schwer erkrankt und konnte alleine nicht aufstehen. Alle mussten mithelfen, damit wir es auf die Beine bekamen.

Um 2 Uhr spannten wir die Pferde an. Da vom Dorf an die Straße steil anstieg, fuhren wir von Anfang an vierspännig weg. Anschließend holten wir in der selben Weise die anderen Wagen. Diese Prozedur dauerte doch länger als wir dachten und obwohl wir uns sehr beeilten, und anschließend alles flott vorwärts ging, kamen wir eine viertel Stunde später als geplant im Lager an. Die Mädchen begaben sich sofort auf die Kommandantur, doch da war alles fest verschlossen und niemand war da. Wir warteten eine viertel Stunde und gingen dann nochmals hin, doch es blieb dasselbe.

Anstatt einer Bescheinigung kamen nach einer weiteren viertel Stunde mehrere Amerikaner, die uns mit der Hand deuteten, dass wir umkehren sollten. Wir wussten nicht, was eigentlich los war. Alles Schimpfen und Protestieren half nichts, wir mussten umkehren. Ein amerikanischer Soldat stellte sich an unsere Spitze und wir mussten ihm folgen. Da unser Schneider die englische Sprache beherrschte, fragte er den Soldaten, wohin er mit uns will. Dieser erklärte ihm, dass er den Befehl habe, uns über Krumau nach Budweis in ein Russenlager zu bringen.

Diese Auskunft war ein Schlag für uns, der alles bisher Erlebte bei weitem übertraf.

Nach vielen uns zugegangenen Nachrichten waren in der Tschechoslowakei schon tausende von Flüchtlingen bis aufs Hemd geplündert worden. Die Männer wurden nach Russland verschleppt und die Kinder, Frauen und Greise standen

auf der Straße, der Willkür eines jeden ausgesetzt. Das sollte nun auch unser Los werden. Unser Zug glich einem wirklichem Trauerzug. Stundenlang sprach keiner ein Wort. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Was alles sollte uns noch bevorstehen? Gibt es denn keinen Lichtblick?

Unser Wachmann trieb uns nicht. Fuhren wir langsam, so ging er auch langsam. Einmal sagte er sogar, dass er sich schlafen legen wolle und wir fahren sollten. Wir befassten uns mit dem Gedanken der Flucht, der aber nicht in die Tat umgesetzt wurde.

In **Höritz**, einem kleinen Städtchen, war eine steil abfallende Straße. Wir mussten so stark anbremsen, dass die Vorderräder rutschten und die Pferde dennoch anhalten mussten.

Einen Kilometer hinter Höritz machten wir die erste Rast. Die Pferde hatten Hunger und waren müde, da wir doch schon die ganze Nacht unterwegs waren. Außer den Pferden hat aber fast keiner etwas gegessen. Jeder war viel zu aufgeregt und mit seinen Gedanken beschäftigt. Unser Wachmann lag ungefähr 200 Meter vor uns in einem Graben und schlief.

Eine halbe Stunde später zottelten wir weiter und hielten gegen 11 Uhr in einem Dorf, in dem wir Mittagsrast machten. Die Sonne brannte heiß vom Himmel und wir waren durstig und auch etwas hungrig.

Nach fast zwei Stunden mahnte unser Wachmann zum Aufbruch. Auch er war müde geworden und ließ sich von uns ein Fahrrad. Jetzt fuhr er immer vorne weg. Gegen 2 Uhr waren wir bei den ersten Häusern von Krumau. Dort kam ein kleiner Gewitterregen und wir hielten eine viertel Stunde an. Auf den Wiesen nebenan war alles voll mit Militärfahrzeugen und Pferden. Wir fuhren bis in die Stadt und blieben an der Brücke, die über die Moldau in die Innenstadt führt, halten. Dauernd kamen uns Leute entgegen, zu Fuß, mit Fahrrädern oder mit Kinderwagen, und alle fragten: "Was wollt ihr denn hin? Ihr fahrt ja direkt zu den Russen! Wir kamen von dort und ihr wollt da hin. Da wird euch alles weggenommen." Der Wachmann wollte uns hinter Krumau im Russenlager abliefern, denn bis Budweis war es ihm zu weit und dieses Lager war nur noch zehn Minuten weit entfernt.

Er und der Schneider waren, während wir hielten, voraus gegangen, um das Lager zu erkunden. Ich ließ sie zurückrufen und erklärte dem Wachmann, dass wir keinen Schritt mehr weiterfahren werden. Er sagte in drohendem Ton, dass er uns erschießen werde. Ich deutete mit der Hand auf sein Gewehr und bedeutete ihm, dass wir trotzdem keinen Schritt mehr weiterfahren würden. Neben uns auf der Moldaubrücke stand ein anderer Wachmann. Dieser hörte die Auseinandersetzung, kam her und fragte, da er etwas deutsch verstand, was los sei. Ich erklärte ihm, dass uns dieser Wachmann zu den Russen schaffen sollte und wir nicht wollten. In diesem Moment erst fiel mir ein, was ich eigentlich wollte. Ich sagte zu ihm, dass ich den Kommandanten sprechen wollte. Beide Wachmänner besprachen sich und wir, der Schneider und ich, bekamen die Erlaubnis mit unserem Wachmann auf die Kommandantur zu gehen. Ich schäme mich nicht zu sagen, dass ich auf diesem Weg besonders zum Herrgott gebetet habe und ihm ein kleines Versprechen gemacht habe, wenn wir aus dieser Notlage gerettet würden. Als ich neben diesem Amerikaner mit seinem aufgepflanzten Seitengewehr durch die Stadt ging, kam ich mir vor wie ein Schwerverbrecher, der zu seiner Hinrichtung geführt wird.

Auf der Kommandantur war bis auf eine Dolmetscherin niemand da. Ich erzählte ihr unsere Geschichte, wie man uns in Schwarzenhoch einen Pass versprochen hatte und uns dann in Budweis in ein russisches Lager schaffen wollte.

Nachdem ich ihr auch gesagt hatte, dass wir keinen Schritt mehr weiter fahren würden, bat ich sie, uns einen Pass nach Passau auszustellen. Sie erklärte uns, dass niemand das Recht hätte, uns ohne unsere Einwilligung in ein russisches Lager zu bringen. Nachdem sie das auch unserem Wachmann erklärt hatte, war dieser entlassen. Zu uns sagte sie, dass heute, am Pfingstsonntag, und über die Feiertage niemand in der Kommandantur sei und wir am Dienstag wiederkommen sollten, um einen Pass zu beantragen.

Wir wollten nicht so lange hier bleiben und zumindest in das nächste Dorf in Richtung Passau fahren. Deshalb fragten wir sie, ob sie uns die Richtung sagen könne, die wir einschlagen sollten. Sofort legte sie uns eine Karte vor und wir suchten uns das vier Kilometer entfernte Dorf **Wettern** aus. Wir bedankten uns herzlich und gingen erleichtert mit der freudigen Botschaft zu unseren Wagen.

Die Freude war bei allen riesig groß, doch nicht alle haben wohl erkannt, vor welchem Abgrund wir gestanden haben. Es hätte nicht nur der Verlust unserer Habe bedeutet, sondern vor allem wären unsere Familien zerrissen worden. Wir waren zusammen 38 Personen und wie wenige wären heute nach fünf Jahren, da ich dieses niederschreibe, noch am Leben?

Wir setzten unseren Treck sofort in Bewegung, um aus der Gefahrenzone herauszukommen. Über die **Moldaubrücke**, durch die Innenstadt fuhren wir ungefähr drei Kilometer auf einer schönen Straße am Moldauufer entlang. Auf der rechten Seite stiegen die Felsen über 100 Meter empor. Ein sehr romantisches Stück Weg, dazu wieder der klare Himmel. Wir hätten vor Freude singen können. Unser Trauerzug hatte sich in einen Freudenzug verwandelt; und dennoch wussten wir nicht wohin, wir waren eben doch nur Heimatlose.

Am Ende der schönen Straße lag an der Moldau eine Fabrik. Von hier bog der Weg rechts ab. Bis zum Dorf Wettern waren es noch eineinhalb Kilometer Weg mit zehn bis fünfzehn Prozent Steigung. Wir mussten alle Wagen vierspännig hinaufziehen und das ging auch nur noch Schritt für Schritt. Währenddessen hatte sich der Himmel wieder überzogen und schon rauschte ein schwerer Gewitterregen nieder.

Meine Tochter Luzia kam unterdessen vom Bürgermeister zurück und sagte:

“Quartier bekommen wir für die Leute in einem ehemaligen Arbeitsdienstlager, aber für die Pferde ist es schlecht. Es sind hier nur wenige Kleinbauern. Ich werde noch einmal voraus gehen und bei den Bauern selbst fragen.“

Mit viel Mühe und durchnässt bis auf die Haut hatten wir die Wagen endlich oben und fuhren sie in einer Reihe beim Arbeitsdienstlager auf. Die Leute hatten sich schon längst ihr Quartier gesucht, als die Luzia wieder zurückkam. Sie hatte zehn Minuten weiter im Dorf ein Quartier für die Pferde gefunden. Da alles Kleinbauern waren und wenig Platz hatten, mussten wir uns selbst einen Unterstand für die Pferde zurecht machen. Erst nachdem wir gefüttert hatten, gingen wir in unser Quartier. Hier war der Ofen schon geheizt und wir konnten unsere nassen Kleider trocknen. Dann ging es an das große Säubern, denn wir mussten die Baracke erst säubern und bewohnbar machen. Bettstellen, Tische und Bänke waren vorhanden und was uns sonst noch fehlte, holten wir aus den anderen unbewohnten Baracken. Nur wenige waren mit Flüchtlingen belegt. Nachdem wir alles, so gut es ging, hergerichtet hatten, begaben wir uns zur Ruhe.

Auf jedem Wagen schlief wieder eine Person. Auf dem unseren waren das wieder die Luzia und der Hund.

## Der 20. Mai

Frühmorgens fütterten wir die Pferde, dann frühstückten wir und um 9 Uhr gingen wir in die fünf Minuten entfernte Kirche zum Gottesdienst. Heute war Pfingstsonntag. Die Kirche war fast neu. Ein herrlicher Bau, für dieses Dorf fast ein wenig zu groß. Sie war innen hell und war reichlich ausgestattet. Den größten Eindruck machten auf mich die lieblichen Werke der Barmherzigkeit, die in Lebensgröße rund um die Kirche, in bunter Glasmalerei, bildlich dargestellt waren. Es passte wirklich alles zusammen. Ebenso war auch die Gastfreundschaft der armen Bergbewohner danach angetan. Dieses Pfingstfest war für uns zwar kein freudiges, aber auch kein trauriges, denn wir hatten unserem Herrgott zu danken für unsere Rettung.

Das Dorf war sehr langgestreckt und bergig. Die Einwohner waren Beamte, Angestellte, Arbeiter und wenige Kleinbauern.

Am Nachmittag gingen wir wieder in die Kirche, denn um 2 Uhr war Predigt und der heilige Segen. Anschließend waren wir froh, dass wir in der warmen Stube waren, denn es regnete ununterbrochen. Wir dachten mit Wehmut der vielen Tausend, die kein Dach über den Kopf hatten.

## Der 21. Mai

Als ich die Pferde füttern wollte, lag eines und konnte nicht mehr allein aufstehen. Ich musste zum Quartier zurückgehen und einige Leute zu Hilfe holen.

Um 9 Uhr ging ich wieder zum Gottesdienst. Als ich anschließend ins Quartier zurückkam, sagte man mir, dass einige unserer Leute krank seien und nichts essen könnten. Im Laufe des Tages wurden immer mehr krank. Ich sah unsere geplante Weiterfahrt am Mittwoch in Gefahr. Die Krankheit, sie machte sich durch Erbrechen, Schwindelanfälle und Durchfall bemerkbar, konnte meiner Meinung nach nur von den unsauberen Baracken stammen. Wir mussten sehen, dass wir so schnell wie möglich von hier weg kamen. Wie, wusste ich noch nicht, jedenfalls war vor Mittwoch nicht daran zu denken und in der Zeit könnte alles noch schlimmer werden.

Heute war ein wundervoller Tag. Jeder, der konnte, ging spazieren. Im Laufe des Nachmittags ging ich zum Bürgermeister und ließ mir eine Dringlichkeitsbescheinigung für den eventuellen Ankauf eines weiteren Militärpferdes ausstellen, denn mein krankes Pferd, so war ich sicher, würde ich auf jeden Fall verlieren. Nebenbei kamen wir auf die schöne Kirche des Dorfes zu sprechen. Der Bürgermeister erzählte: "Die Kirche steht schon fünfzehn Jahren. Die Gemeinde hätte sich das nicht leisten können, denn sie ist arm. Die hat zu fünfundachtzig Prozent der Besitzer der Fabrik unten an der Moldau und zu fünfzehn Prozent die Gemeinde gebaut. Auch das ist der Gemeinde noch schwer gefallen." Ich sagte, das müsse wohl ein guter Katholik gewesen sein, wenn er soviel für die Kirche und die Gemeinde übrig hätte. "Nein," entgegnete er, "das war kein Katholik, das war ein Atheist." Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Dieser Wohltäter hat bestimmt gemeint, dass die Kirche die beste Erziehungsstätte seiner tüchtigen Arbeiter und Angestellten sei. Wie schön passten dazu die Glasmalereien der leiblichen Barmherzigkeit. Ich dachte bei mir, die sollten in jedem Betrieb angebracht sein, damit es jedem ein Vorbild sei, wie man sich, gerade in der heutigen Zeit, gegenüber seinen Mitmenschen zu verhalten hat. Vielleicht wäre das ein Beitrag zum Frieden in der Welt.

In der folgenden Nacht wollte ein Mann, vermutlich auch ein Flüchtling, sich an Sommers Wagen zu schaffen machen. Er hatte aber nicht mit der Aufmerksamkeit des 14-jährigen Pferdeburischen Günther Kirsch gerechnet. Als er auf den Wagen steigen wollte, hatte er Kirsch versehentlich am Bein berührt. Kirsch wachte auf und bedrohte den Dieb lautstark mit einem neben ihm liegenden Beil. Dadurch bellte auch der Hund auf unserem Wagen und die Wachmannschaften der anderen Wagen wurden ebenfalls munter. Dem Dieb blieb nichts anders übrig, als das Weite zu suchen.

## Der 22. Mai

Heute schien es wieder ein schöner Tag zu werden. Nachdem ich gefrühstückt und die Pferde versorgt hatte, machte ich mir das Fahrrad zurecht um nach Krumau zu fahren. Wegen eines Passes wollte ich nochmals auf der Kommandantur vorsprechen. Für den Fall, dass ich ein Pferd bekommen könnte, band ich mir einen Strick ans Fahrrad, um es mit nach Hause bringen zu können. Eigentlich wollte ich nicht alleine fahren und jemanden mitnehmen, jedoch fast alle waren krank. Keiner wollte aufstehen und jeder schaute mich mit blassem Gesicht und Ach-ist-mir-elend-Ausdruck aus seinem Lager an. So fuhr ich dann doch alleine. In Krumau traf ich den Kreisgerichts-Vollziehungsbeamten vom Landratsamt Neisse, der zuletzt in Ziegenhals wohnte. Er war schon mehrere Monate in Krumau und hatte wenig Hoffnung wieder nach Hause zu kommen.

Auf der Kommandantur war alles voller Menschen. Es war ein dauerndes Ein- und Ausgehen. Viele wollten, wie ich auch, einen Pass haben. Zu meinem Schrecken hörte ich, dass außer in dringenden Fällen, keine Pässe ausgegeben werden.

Ich schob mich durch die Menge und gelangte so ins Hauptbüro. Dort blieb ich stehen und wartete bis man mich ansprach. Unter anderen war auch die Dolmetscherin im Büro. Sie erkannte mich wieder und sagte mir, ich solle einen Moment warten. Währenddessen erklärte sie einem Amerikaner, anscheinend dem Kommandanten, unsere Lage. Ich wurde dann gefragt aus wievielen Personen, Pferden und Wagen unser Treck besteht. Nachdem ich die Fragen alle beantwortet hatte, erhielt ich den Pass.

Wiederum hatte ich erreicht, dass wir unserem Ziel, welchem auch immer, einen Schritt näher gekommen waren. Dass die Pferdeausgabe gesperrt war, konnte jetzt meine Zufriedenheit nicht mehr verringern. Auf dem Pass war angegeben, dass wir in zehn Tagen in Passau sein sollten. Das waren noch 120 km, also konnten wir uns Zeit nehmen. Ich hoffte, dass unsere Kranken nun so schnell wie möglich wieder gesund würden, wenn wir aus den verseuchten Baracken herauskämen.

## Der 23. Mai

Nachdem die Pferde gefüttert waren und wir gegessen hatten, fingen alle an, sich zur Abreise zu rüsten. Wenn auch jeder noch recht matt war, so wollte sich das doch niemand anmerken lassen. Alle hatten den Gedanken "Nur fort von hier" im Kopf.

Wir spannten die Pferde an und zogen die Wagen bis zur Hauptstraße. Da von dort an ein steiler Höhenrücken zu bewältigen war, wurden die Wagen wieder einzeln und vierspännig hinaufgezogen. Dabei ging es recht langsam

vorwärts, denn alle mussten mit schieben helfen. Einer musste mit einem großen Stein hinter den Wagen bleiben und ihn, wenn die Pferde stehen blieben, sofort hinter das Rad legen. Bis hinauf war es ein schweres Stück Arbeit, aber auch das wurde gemeinsam geschafft. Oben angelangt, fuhren die König Maria und meine Tochter Luzia wieder mit den Fahrrädern voraus, um die Gegend auszukundschaften. Wir ordneten uns und fuhren dann langsam hinterher. Nach einer Stunde hielten wie in einer Talmulde und gaben den Pferden etwas junges Gras zu fressen. Das waren Leckerbissen für die Tiere und sie warteten schon darauf.

Nach einer weiteren Stunde kam die König Maria zurück und rief ganz aufgeregt: "Herr Scheidler, die Luzia hat ein Pferd gefangen! "Worauf ich entgegnete, dass das doch nicht möglich sein könne. "Doch!" sagte sie darauf, "Sie hat in einem Dorf ein Pferd gefangen. Einige Soldaten haben ihr dabei geholfen. "Eilig fügte sie noch hinzu, dass wir schnell nachkommen sollten. Als ich sie fragte, wie das Pferd denn aussehe, sagte sie: "Es ist fast so, wie die kranke Lotte. "Mehr konnte sie darüber nicht sagen; sie hatte eben keinen Pferdeverstand.

Wir beeilten uns, um so schnell wie es die schlechten Wege zuließen, vorwärts zu kommen. Gegen 11 Uhr waren wir endlich im Dorf. Tatsächlich! Die Luzia stand dort mit einem Pferd. Es war an einen Zaun gebunden und hatte ein Gebund Heu vor sich. Als ich meine Tochter fragte, wie sie denn das fertig gebracht hätte, erzählte sie: "Es lief halt im Dorf herum. Als ich es fangen wollte, fing es an zu quietschen und zu schlagen. Zufällig kam ein Wagen mit ukrainischen Soldaten vorbei. Ich bat sie, mir zu helfen, was sie auch gerne taten. Ich gab ihnen den Strick, den ich ans Fahrrad gebunden hatte. Sie gingen langsam von vorne an das Pferd heran, bis sie ihm den Strick über den Kopf werfen konnten."

Das Pferd war ein herrenloses Militärpferd und hatte weder Strick noch Halfter um. Ein Einwohner des Dorfes kam und erzählte, vielleicht um uns Angst einzujagen: "Wir hatten gestern schon versucht, das Pferd einzufangen. Dabei hatte es einem ans Bein geschlagen, deshalb haben wir es laufen lassen."

Die Luzia hatte große Freude, dass sie gerade heute, an ihrem 22. Geburtstag, ein Pferd hatte einfangen können. Uns allen war sichtlich damit geholfen, umso mehr als ich, trotz Dringlichkeitsbescheinigung, keines erhalten konnte.

Wir spannten das Pferd mit aller Ruhe und Vorsicht an und hingen die kranke Lotte auf der Handseite an. Sodann ging es mit neuer Kraft voran. Das neue Pferd zog so gut, dass wir schnell voran kamen und von da an immer auf die anderen warten mussten.

Im nächsten Dorf, es war mittlerweile 12 Uhr geworden, hielten wir Mittagsrast. Von hier aus mussten wir die Wagen wiederum vierspännig einen Berg hinaufschaffen. Als wir oben waren, legte sich die kranke Lotte auf freier Straße hin und konnte erst mit viel Mühe wieder auf die Beine gebracht werden. Ich sagte deshalb zur Luzia: "Fahr' doch wieder voraus und schau, ob Du einen Rossschlächter findest. Dann gebe ich das Pferd sofort ab. "Es fiel mir schwer, mich von einem treuen Tier, das wir aus der Heimat mitgebracht hatten, zu trennen, aber es hatte wirklich keinen Zweck mehr, es weiter zu quälen.

Der weitere Weg war ziemlich eben. Gegen Abend gelangten wir in das kleine Dorf **Platten**, in dem wir Quartier bezogen. Unterdessen war auch die Luzia mit den Nachricht zurück, dass vier Kilometer weiter, in den Stadt Friedberg, ein Rossschlächter sei. Darauf hin schickte ich meine Söhne Alexander und Christian mit dem Pferd hin und ließ ausrichten, dass ich morgen beim Vorbeifahren das Geld dafür abholen würde.

Das Quartier war wie gewöhnlich. Die Pferde standen in einem alten Schuppen und wir lagen darüber auf dem Heuboden. Wenn man ein bisschen Unsanft auftrat, wackelte den ganze Bau. Unsere Herbergswirte waren gute Leute und sahen uns nicht ungern. Obwohl ihr Acker nicht besonders ertragreich war, waren die Leute zufrieden und hatten ihr Herz auf dem richtigen Fleck.

## Der 24. Mai

Wir hatten in dieser Nacht gut geschlafen, auf jeden Fall besser als in den verseuchten Baracken. Als wir die Pferde gefüttert und unseren Morgenkaffee getrunken hatte, kam die Frau Sommer und sagte: "Ich habe erfahren, dass: hier in der Nähe eine Mühle ist. Wenn Sie wollen, borgen wir uns einen Wagen und fahren hin. "Ich sagte zu und nahm einen Sack Roggen, den wir in Stecken für unsere Arbeit bekommen hatten, und fuhr mit. Es waren ungefähr zwei Kilometer bis zu einen kleinen Mühle mit wenigen Zentnern Tagesleistung. Den Müller wollte uns zuerst kein Mehl geben. Er sagte, er habe keines fertig. Aber nach einigem Bitten und Betteln bekamen wir unser Mehl und fuhren froh zurück.

In unserem Quartier spannten wir die Pferde an, verabschiedeten uns und zogen dann südwärts weiter. Den Weg war gut, bis wir nach Friedberg, einer kleinen Stadt an den Moldau, kamen. Dort hielten wir. Währenddessen war die Luzia beim Rossschlächter gewesen und hatte für das Pferd zwanzig Mark und drei Pfund Fleisch bekommen. Wir haben nie nötig gehabt, Pferdefleisch zu essen, aber es hat uns gut geschmeckt. Es heißt nicht nur "Not lehrt beten "es heißt auch "Hunger ist der beste Koch". Während wir noch hielten, kamen die Mädchen schon wieder vom Auskundschaften des Weges zurück. Luzia sagte zu mir: "Papa, wir können hier nicht weiter, wir müssen umdrehen. Hinter der Stadt ist eine hohe Brücke über die Moldau. Die ist aber ganz zerschossen und ohne Geländer. Sieh' es Dir selber an. "Ich fuhr selbst hin, um die Brücke in Augenschein zu nehmen. Auf der Fahrbahn waren über die ganze Länge der Brücke dreißig Zentimeter hohe und sechzig Zentimeter breite Eisenroste aneinander geschraubt. Zwei Lagen solcher Roste waren so weit auseinander gezogen, dass auch die großen Militärfahrzeuge darüber fahren konnten. Geländer war keines mehr vorhanden. Wir hatten keine andere Möglichkeit hinüber zu kommen und so mussten wir es eben riskieren. Wir mussten uns ganz auf die ruhigen Pferde verlassen. Die hatten wir, denn denen war den Übermut schon lange vergangen.

Wir fuhren also zur Brücke. Dort waren auch zwei Amerikaner um Hilfestellung zu leisten. Die Pferde wurden vorne an der Deichsel losgemacht und auseinander gezogen. Jeder Amerikaner führte ein Pferd. Ich hielt die Deichsel und ging zwischen den Rosten hinüber. So balancierten wir jeden Wagen einzeln über die Brücke. Mit Gottes Hilfe und einem großen Teil Angst, denn es war wirklich sehr gefährlich, hatten wir auch das überwunden.

Nun fing es auch noch an zu regnen und wir hatten einen mächtigen Berg von uns. Wir spannten also wieder vier Pferde an einen Wagen und rückten sie einzeln ungefähr fünfhundert bis sechshundert Meter hinauf. Dann wurde der nächste Wagen nachgeholt und vorgefahren und so weiter. So ging es fast drei Stunden. Obwohl der Weg nicht schlecht war, so waren doch Stellen dabei, an denen es die vier Pferde kaum schafften, den Wagen vorwärts zu bewegen. Als wir endlich oben waren, fütterten wir die Pferde und hatten selbst Hunger, denn wir hatten das Mittagessen ganz vergessen. Wir rasteten im Wald und ruhten uns aus.

Nach einer Stunde fuhren wir weiter und kamen in ein kleines Dorf. Wir waren auf dem Sankt Thomas Berg, eintausend Meter über dem Meeresspiegel. Hier war die Vegetation schon schwach. Den Baumbestand war sehr niedrig und auf den Feldern wuchs nur etwas Roggen, Hafer und Kartoffeln.

Im Dorf wohnte ein Graf, dem vermutlich alles gehörte. In der Nähe war eine alte Burg, die weit in das Land hinaus schaute. Im Dorf selbst war ein Gasthaus und eine schöne geräumige Kirche. Wir bezogen im Gasthaus Quartier und brachten da auch die Pferde unter. Die Unterkunft der Pferde war notdürftig, ohne Stroh, denn die Leute hatten keines. Während wir einzogen, rauschte ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Alles war voll Wasser, auch unser Schuppen.

Als wir die Pferde versorgt hatten, fiel mir ein, dass wir heute, am 24. Mai, den Gelöbnistag des hl. Urbanus hatten. In unserer Heimatgemeinde durfte an diesem Tag nicht gearbeitet werden. Gerade heute hatten wir schwer gearbeitet. Wer mag wohl heute in unserem Heimatdorf den Gelöbnistag, den schon hundert Jahre bestand, feiern? Eine kurze Schilderung dieses Feiertages unserer Heimatgemeinde füge ich hier ein:

Am 24. Mai gingen um 12 Uhr zwei vom Bürgermeister bestimmte Leute von Hof zu Hof und sahen nach, ob alle zuhause waren und ob auch die Arbeit ruht. Nach mündlicher Überlieferung durfte früher niemand über die Gemeindegrenzen hinausgehen und kein Fuhrwerk durfte durch das Dorf fahren.

Um 1 Uhr wurde die Glocke geläutet. Damit war Feierabend und der Feiertag begann. Um 2 Uhr versammelte sich die ganze Gemeinde in Festtagsgewändern vor der Kirche, um sich zu einer Prozession zu ordnen. Vorne das Kreuz, inmitten allen Kirchenfahnen, bewegte sich die Prozession unter Beten und Singen und mit dem feierlichen Geläut der Glocken zum Dorf hinaus. Man zog über die Felder und an der anderen Seite des Dorfes zurück zur Kirche. Währenddessen war den Pfarrer aus dem Pfarrdorf gekommen und erteilte den Segen. Anschließend war Beichtgelegenheit.

Eigentlich endete den Feiertag erst am nächsten Tag um 1 Uhr. In neuerer Zeit war jedoch die ewige Anbetung eingeführt worden und so endete den Feiertag mit der Andacht und dem Segen abends um 6 Uhr.

Wie lange dieses Gelöbnis bestand, wusste niemand, da keine Schriftstücke darüber vorhanden waren. Aus welchem Grund der Feiertag eingeführt wurde, könnte man vielleicht aus einem Lied mit dem Titel "Oh Mensch gedenk den Zeiten, die schon dahin geeilt." schließen, das an diesem Tag gesungen wurde. Hiernach wären Unwetter, Überschwemmungen, Frost und Ungeziefer die Gründe dazu.

Anfang Mai 1944 bat ich unseren Herrn Erzpriester, er möchte doch so freundlich sein und ein Gesuch um Genehmigung zur Abhaltung unseren Gelöbnisprozession an das Landratsamt richten. Er hat das auch getan, doch als der betreffende Tag kam, war keine Genehmigung da. Wir haben dann doch, wie alljährlich unsere Prozession durchgeführt.

Zwei Wochen später war ich wieder auf dem Landratsamt und fragte den zuständigen Beamten, warum wir keine Genehmigung erhalten hatten. Der sagte zu mir: "Sie wissen doch, dass alle Prozessionen von der Regierung verboten worden sind." Das wusste ich. Ich bestätigte auch seine Annahme, dass wir die Prozession trotzdem abgehalten hätten. Er entgegnete mir daraufhin: "Da haben Sie aber Glück gehabt, dass Sie niemand angezeigt hat."

Ich glaube, unserem Herrn Geistlichen Rat mögen heute noch die Glieder zittern, wenn er daran denkt, obwohl er schuldlos war und von der fehlenden Genehmigung höchstens etwas ahnte.

Eine Prozession von nahezu 400 Personen mit dem Geläut der Kirchenglocken durch das Dorf, über die Felder, an zwei Reichsstraßen entlang und wieder zurück ins Dorf, konnte doch wirklich kein Geheimnis bleiben. Um den Feiertag doch noch gerecht zu werden, begaben wir uns in die geräumige Kirche neben dem Gasthaus. Wir beteten den Rosenkranz und sangen einige Lieder. Anschließend begaben wir uns zur Ruhe. Unser Nachtquartier war das Gasthaus und unser Lager waren die harten Dielen. Die Luzia schlief zusammen mit dem Hund auf dem Wagen, der auf einer Wiese neben der Kirche stand.

## Der 25. Mai

Morgens um 8 Uhr machten wir uns wieder zur Abfahrt bereit. Es war sehr frisch, man könnte schon sagen, kalt. In der Nacht hatte es geregnet. Wir fuhren durch eine unwirtliche Gegend mit sehr magerem Boden. Wir bogen in einen Waid ab und nun ging es wieder lange Zeit bergab, bis wir wieder auf eine gute Straße kamen. Gegen Mittag fuhren wir bei Wegscheidt wieder an einem großen Truppenlager vorbei. Alles lag in freier Natur, bei Regen, Sturm und Kälte. Von hier an ging den Weg wieder bergauf und bergab. Einige male fuhren wir an Soldatengräbern vorbei. Hier sah man auch wieder viele zertrümmerte Autos und Wehrmachtsgut liegen.

Am Abend kamen wir in ein kleines Dorf, in dem wir mit viel Mühe und Not Quartier bezogen. Sommers fuhren zehn Minuten rechts ab vom Dorf. Wir blieben direkt an der Straße in einem kleinen Schuppen. Wir schliefen neben den Pferden ohne Stroh und auf blanker Erde.

Die ganze Nacht zogen scharenweise aufgelöste Truppenteile zu Fuß, mit Handwagen oder mit Pferdegespannen vorbei ihrer Heimat entgegen.

## Der 26. Mai

Früh am Morgen ging es bei Zeiten los, denn wir hatten wieder einen langen Berg vor uns. Im nächsten größeren Dorf mussten wir eine Schmiede aufsuchen und ein Pferd beschlagen lassen. Auf dem weiteren Weg kamen wir durch das Städtchen Waldkirchen, das fast vollständig zerstört war. Von hier aus konnte man überall die schrecklichen Spuren des Krieges beobachten. Selbst die kleinen Dörfer waren nicht verschont geblieben.

Gegen 11 Uhr fuhren wir durch den größeren Ort Röhrenbach und kamen eine halbe Stunde später in die zu dem Ort gehörende Kolonie. Dort hielten wir Mittagsrast, um uns und die Tiere zu stärken. Nach einer Stunde fuhren wir weiter. Den Weg ging steil bergab und zehn Minuten später standen wir in einem Waid an den bayerischen Grenze. Dort stand ein amerikanischer Offizier und deutete uns mit der Hand, zu halten. Ich ging zu ihn und zeigte ihm unseren Pass. Ich war sprachlos, als er mit der Hand abweisende Bewegungen machte. Als ich zu schimpfen und protestieren begann, führte er mich zu einem Telegrafmast mit einem Schild, auf dem zu lesen war, dass die Grenze seit Freitag Mittag, also seit 24 Stunden, gesperrt war. Für die Durchfahrt hätten wir einen neuen Pass gebraucht, der in Krumau zu beantragen war.

Wenn wir das geahnt hätten, hätten wir uns mehr beeilt. Es nutzte nichts, wir mussten eben umdrehen und standen wieder ratlos da. Im Wald lagerten schon viele Leidensgenossen und warteten auf die Öffnung der Grenze. Was sollten wir machen, die kleine Kolonie an der Grenze hatte schon Flüchtlinge genug.

Zehn Minuten später kam die Luzia zurück und sagte, sie hätte ein Quartier gefunden. So kamen wir wenigstens wieder notdürftig unter. Der Bauer wies mir eine Wiese an und gab mir eine Sense. So konnte ich das Futter für die Pferde schneiden.

Nachmittags ging ich mit dem Schneider aus, um zu sehen, ob sich nicht ein Weg finden ließ, um schwarz über die Grenze zu kommen. Wir fanden keine Möglichkeit, denn die Hohlwege waren zu schmal für unsere Fuhrwerke.

Da am Montag keine Passausgabe war, wollten wir bis Dienstag warten, um in Krumau einen neuen Pass zu beantragen. Unsere Lage war nicht besonders rosig. Wir waren fast am Ende allen Möglichkeiten und mussten doch noch hoffen.

## Der 27. Mai

Um 8 Uhr gingen wir, da wieder Sonntag war, nach Röhrenbach in den Gottesdienst um für Rettung aus unserer Notlage zu bitten.

In unserem Quartierdorf stand auf einem Dorfanger unter einer mächtigen Linde eine kleine Kapelle, in den nachmittags gegen 2 Uhr eine Maiandacht gehalten wurde. Daneben stand unter der Linde eine kleine Bank, wo die Leute zusammen kamen und die Neuigkeiten des Tages besprochen wurden. Ein idyllisches Fleckchen, ein Stück Heimat für die Ortseinwohner.

## Der 28. Mai

Am Morgen, nachdem ich die Pferde versorgt und gefrühstückt hatte, fuhr ich nochmals an die Grenze um zu sehen, ob sich vielleicht etwas Neues ereignet hätte. Es bot sich das gleiche Bild wie gestern. Die Grenze war noch gesperrt und die Flüchtlinge, Leute aus allen Ostländern, lagerten immer noch im Wald. Missmutig kehrte ich wieder zurück.

Als ich auf den Dorfanger kam, waren drei Herren dort; der Bürgermeister und zwei Abgeordnete aus Röhrenbach, zu der die Kolonie gehörte. Sie sagten uns, dass wir innerhalb einer Stunde das Dorf zu räumen hätten. Ich sagte ihnen, dass wir noch warten wollten, bis wir einen neuen Pass bekämen und fragte sie, wo wir denn hin sollten. Den Bürgermeister entgegnete: "Auf unserer Dorfflur wird ein neues Lager aufgemacht und dahin sollt ihr."

Auch das noch! Nicht einmal ein Quartier wollte man mir zugestehen. Es schien, dass wir wie Aussätzige behandelt würden.

Nach einigem Überlegen fragte ich den Bürgermeister: "Hören Sie mal, wissen Sie keinen Weg, auf dem man schwarz über die Grenze kommen könnte? Einen Pass haben wir ja, wir sind nun leider einen Tag zu spät gekommen und bis wir einen neuen Pass bekommen, dauert es bestimmt wieder einige Tage." Nach einigen Zeit des Schweigens nannte

er mir drei Dörfer, deren Namen ich mir notierte. Weiter sagte er zu mir: "... und wenn Sie durch das dritte Dorf kommen, melden Sie sich bei dem Kleinbauern, der links außerhalb der Ortschaft wohnt. Dem erklären Sie alles und bitten ihn, er möchte Ihnen den Weg zeigen. Sollte er Einwände haben, berufen Sie sich auf mich."

Das war gut gesprochen. Ich dankte den Herren für diesen Tipp. Mein Eindruck war, dass diesen Ausweg für beide Teile die zufriedenstellendste Lösung sei.

Innerhalb der nächsten Stunde rumorte es in unserem Quartier wie in einem Ameisenhaufen. Wir rüsteten uns wieder für den Aufbruch.

Den Abschied fiel mir nicht schwer. Er war so, wie bei Leuten, die uns nicht gerne sahen.

Ich instruierte meine Tochter Luzia über alles und schickte sie voraus. Sie hatte den Auftrag alles vorzubereiten und uns den Weg zu ebnen. Die König Maria fuhr mit, um uns von Unvorhergesehenem zu berichten.

Wir fuhren wieder zurück nach Röhrenbach und bogen dann nach links ab. In einem Wald blieben wir stehen, um an einem Wagen das Bremsholz zu erneuern. Das fiel uns nicht besonders schwer, denn das musste öfters geschehen. Außerdem fuhren wir durch walddreiche Gegend und hatten genügend Handwerkszeug bei uns.

Unterwegs war nichts Auffälliges zu beobachten und wir erreichten das Dorf ohne Hindernisse. Dort trafen wir die Luzia, die uns berichtete, dass der Mann bereit sei, uns über die Grenze zu bringen. Er hätte aber jetzt jedoch noch keine Zeit und wir sollten bis in den Wald fahren und dort auf ihn warten.

Wir fuhren also in den Wald und sahen dort drei Männer, die eine Panzersperre entfernten. Das war nichts Ungewöhnliches, denn wir hatten schon hunderte von Panzersperren auf unserem Weg gesehen, in jedem Dorf und in jedem Wald.

Einer der drei fragte uns, wohin wir denn wollten. "Über die Grenze "antwortete ich. Er sagte uns: "Wenn ihr noch zehn Minuten weiter fährt, seid ihr bei den Amerikanern. "Während unseres Gespräches bot er sich an, uns den richtigen Weg zu zeigen. Wir hatten auf dem zweiten Wagen drei Fahrräder liegen und die stachen ihm ins Auge. Er sagte: "Mein Sohn hätte gern ein Fahrrad gehabt, aber man bekommt keines zu kaufen. "Ich bot ihm an:

"Wenn Sie uns ungehindert über die Grenze bringen, können Sie eines haben. "Er war sofort dazu bereit und ging voraus.

Der Weg bog gleich dahinter rechts ab. Wir kamen dann auf einen für unsere Wagen zu schmalen, fast unbefahrenen Weg, vorbei an einem Haus zu einem Hang. Dort angekommen, ließ ich den Treck halten und fuhr mit den ersten Wagen durch das nächste einzeln stehende Gehöft. Beim Misthaufen ging der Wagen zwischen Haus und Düngerstätte gerade noch und mit knapper Not hindurch. Wir fuhren dann steil bergab bis auf eine Wiese, auf der wir wieder hielten. Es war auf diesem Südhang eine drückende Hitze, das Ungeziefer stach und die Pferde wurden unruhig. Als sich unser Führer beim Bauern erkundigte, stellt sich heraus, dass wir auf dem falschen Weg waren und nicht weiten konnten. Wir wollten umdrehen, aber es ging nicht. Die zwei Pferde, die wir hinten anspannten, vermochten den Wagen den Hang nicht wieder hinaufzuziehen. Bei diesem Versuch zerriss auch noch ein Ziehblatt. Auch mit vier Pferden, die wir anspannten, konnte die Steigung nicht bewältigt werden.

Fünfhundert Meter weiter, auf dem gegenüberliegenden Hang lag Bayern und wir konnten nicht weiter. Trotz Schimpfen und Schreien saßen wir fest. Nach einiger Zeit machten wir mit einem Spaten die Räder des Wagens frei. Alle mussten mit schieben helfen. So ging es dann doch langsam vorwärts und wir konnten den Wagen umdrehen und auf den Rasenweg zurückbringen. Mit zwei Pferden ziehend fuhren wir dann vorsichtig durch den Hof. Wegen der Steigung mussten wir aber doch vierspännig fahren und konnten deswegen nicht verhindern, dass wir vorne links eindrehen mussten und rissen dadurch dem Bauern die Mauern des Misthaufens ein. Ein Schaden, den sich in dieser Situation nicht vermeiden ließ. Auch alle anderen Wagen mussten wir, um auf den etwas besseren Weg zu kommen, vierspännig zurückziehen. Währenddessen waren gut zwei Stunden vergangen und wir waren redlich abgemüht. Zehn Minuten später erreichten wir ein Dorf, in dem wir hielten. In Abständen von ein bis zweihundert Metern fuhren wir weiter. Wir kamen auf die Hauptstraße und bogen nach etwa einem Kilometer nach links ab, wo wir wieder auf einen schlechten Weg bergab auf ein Wäldchen zufuhren, in dem wir abermals hielten. Wir standen dicht von der Grenze an dem Flüsschen Ohe, über das eine alte Holzbrücke führte. Hier übergab ich unserem Führer das versprochene Fahrrad. Anschließend fütterten wir die Pferde und brachten das zerrissene Geschirrzug wieder In Ordnung.

Währenddessen ging ich mit dem Schneider los, um den weiteren Weg auszukundschaften. Wir prüften die alte Holzbrücke, ob sie unsere schweren Wagen tragen würde. Hinter der Brücke stieg der Weg wieder steil an und ich hatte Bedenken, ob wir die Wagen dort hinaufbekommen würden. Die weiteren fünfhundert Meter führte der Weg, nur noch leicht ansteigend, zu einem nahe am Wald gelegenen Einzelhof. Dort kamen die Leute gerade von der Feldarbeit heim und wir baten sie um ein Nachtquartier. Sie hatten uns schon lange auf der österreichischen Seite herumfuhrwerken gehört und konnten es nicht übers Herz bringen uns abzuweisen. Sie hatten Mitleid mit uns und sagten zu. Das war ihnen hoch anzurechnen, denn sie hatten schon eine ungarische Familie mit zwei Pferden seit Monaten in Verpflegung. Sommers bekamen ein Stück weiter ein Quartier in einem anderen Einzelhof. Wir, der Schneider und ich, gingen zurück zu den Fahrzeugen und spannten je vier Pferde an einen Wagen. Alle mussten nun schieben und so ging es fast wie im Trab den Berg hinauf. Mir war wieder leichter ums Herz, da jetzt alles gelang. Wir fuhren die Wagen einzeln hoch und stellten sie in den dichten Wald neben unserem Quartier. Wir bezogen unser Lager in der Scheune neben den Pferden. Im Hof war frisches, fließendes Leitungswasser. Wir befreiten uns vom Reisedust und nahmen in der Bauernstube unser Abendbrot ein. Die Leute waren wirklich nett. Sie setzten uns sogar Milch und Brot von. Wir hatten es zwar nicht verlangt, wollten es aber auch nicht ausschlagen.

Die Bäuerin erzählte uns, sie hätte eine ungarische Familie mit zwei Pferden schon monatelang in Verpflegung, ohne dass diese etwas bezahlten oder auch nur einen Handgriff in der Landwirtschaft halfen. Wir konnten darum gut verstehen, dass Flüchtlinge oft nicht gern gesehen und gemieden wurden, weil man befürchtete, dass sie nur vom Schweiß anderer leben.

## Der 29. Mai

Am Morgen, als alles versorgt war, ging ich mit dem Schneider aus, um den Weg zu erkunden. Die Wege waren schlecht und bergig, wir waren im bayerischen Wald.

Als wir wieder zurückkamen, waren die Pferde bereits angespannt. Wir nahmen Abschied von den guten Leuten und zogen auf der Landstraße weiter. Es galt lange Berge auf schlechten Wegen zu überwinden. Die Sonne brannte an diesem Tag unbarmherzig hernieder. Die Pferde schwitzten, ihre Flanken schlugen und das Ungeziefer ließ ihnen keine Ruhe. Wenn wir auch manchmal eine Pause machten, so war das weder für uns noch für die Tiere angenehm. Hin und wieder kamen Amerikaner vorbei, schauten hinten und vorne auf die Wagen und fragten, ob wir deutsche Soldaten dabei hätten. Die sah man zu hunderten durch die Wälder ziehen, ohne Entlassungspapiere und auf der Heimreise. Gegen Abend bezogen wir Quartier in einem Dorf, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Wir brachten zwei Pferde in einem Gasthausstall und zwei bei einem Bauern unter, bei dem auch wir unser Quartier hatten. Wir schliefen auf der Obertenne.

Diese Art von Scheunenbauten haben wir sehr oft gesehen, bei der auf der Breitseite die Einfahrt unten war und auf der Giebelseite durch eine Auffahrt oben längs durch die Scheune gefahren werden konnte. Das hatte den Vorteil, dass der Wagen über der Tenne stand und zum Abladen nicht so viele Leute gebraucht wurden. Im Hof unseres Bauern stand ein etwa sechs Meter langer und einen Meter breiter und ebenso tiefer Steintrog, durch den über eine Leitung dauernd frisches Wasser zufloss. Auch dieser Hof war, wie fast überall, im Verhältnis zum Betrieb viel zu klein. Was die Leute anbelangt, kann ich mich nicht an große Freundlichkeit erinnern. Wir haben sie nicht mehr als unnötig belästigt und sie brauchten uns nichts zu schenken, da wir gottseidank noch alles selber hatten. Da wir wenigstens einmal am Tag eine warme Kartoffelsuppe essen wollten, war unser einziger Wunsch ihnen gegenüber, unseren Topf eine halbe Stunde lang auf ihren Herd stellen zu können. Unsere Mahlzeiten hatten wir, wie meistens, in den freien Natur eingenommen.

Ich kann es den Leuten aber wirklich nicht verübeln, denn es ist eben nicht angenehm, wenn man öfters in seiner gewohnten Ruhe gestört wird.

## Der 30. Mai

Um 8 Uhr zogen wir wieder weiter. Auf dieser Etappe hatte sich nichts besonderes ereignet. Wie so oft, sah man in Stadt und Land die Spuren schwerer Kämpfe, wie auf einem Feld, an dem wir vorbei fuhren, zwei abgeschossene Panzer.

Da wir wegen der großen Hitze an diesem Tag nicht weiterfahren wollten, landeten wir in einem kleinen Dorf und fanden auch dort bei einem größeren Bauern Unterkunft. Auch hier standen die Pferde in einem Schuppen und wir schliefen auf den Obertenne. Die Leute des Bauernhofes waren alle auf den Wiesen mit der Heuernte beschäftigt.

## Der 31. Mai

Wir legten einen Ruhetag ein. Um 8 Uhr machten wir uns deshalb zum Kirchgang in das Nachbardorf fertig. Während des halbstündigen Weges sah man auch hier überall die Spuren des Krieges. Im Kirchdorf war es besonders schlimm. Nun die Kirche selbst war wenig beschädigt. Da waren nur alle Fenster kaputt und den Wind pfiß überall hindurch. In der Kirche hätten noch viele Leute Platz gefunden, so dass man glauben konnte, die Beteiligung am Gottesdienst wäre nicht besonders groß gewesen. Während der Prozession ins Nachbardorf fing es dann an zu regnen.

Das war nun das erste Fronleichnamsfest fern der Heimat. Wie schön und wie feierlich war das immer, wenn neben dem starken Sängerkhor noch eine Musikkapelle spielte und wenn die vielen Leute und alle Vereine aufmarschierten. Während wir nun hier Fronleichnam feierten, wussten wir noch nicht, dass unsere schöne Pfarrkirche, man kann ruhig behaupten, die schönste des ganzen Kreises, nun ein Trümmerhaufen war. Wir hatten nur immer die Trümmer in Bayern gesehen und ahnten noch nicht, dass es in der Heimat noch viel schlimmen war. Acht Wochen hatte der Kampf um unsere Heimat gedauert und jedes Haus wurde einzeln genommen.

## Der 1. Juni

Heute war Fronleichnamsdonnerstag. Heute konnten wir nicht weiter. Ein Pferd, das nicht mehr stand, musste beschlagen werden. Ich musste mir also eine Schmiede mit einem Notstand suchen und fuhr deshalb in ein kleines Städtchen. Obwohl ich überall herum fragte, konnte ich nicht finden, was ich suchte. Man schickte mich eine halbe Stunde weiter, dort fand ich eine Schmiede an der Straße. Der Schmied bestellte mich für den nächsten Vormittag.

## Der 2. Juni

Da die betreffende Schmiede fast in der selben Richtung lag, in die wir wollten, spannten wir zeitig an und fuhren um 7 Uhr los. Wir fuhren durch das Städtchen, blieben außerhalb stehen und gingen in die Schmiede. Eineinhalb Stunden später konnten wir dann auf schlechten Wegen weiterfahren. Wir hatten wieder viele Steigungen auf unserem Weg. Von einem Sägewerk in einem tiefen Tal aus, mussten wir wieder einmal eine halbe Stunde die Wagen vierspännig einen Berg hinaufziehen. Auf dem weiteren Weg kamen wir an einen Mühle vorbei. Dort konnten wir einen Zentner Kleie für unsere Pferde kaufen.

Gegen Abend hatten uns die Mädchen ein Quartier in dem sehr hoch gelegenen Dorf Innzell besorgt. Wir fuhren dort mit Pferd und Wagen in die Scheune und nahmen Quartier. Die Pferde standen unten und wir schliefen oben. Sommers fuhren weiter in das geschlossene Dorf.

## Der 3. Juni

Heute war Fronleichnamssamstag. Es schien ein herrlicher Tag zu werden und alles strömte in Festtagsgewändern zur Kirche. Das Gotteshaus stand etwas erhöht und man konnte von allen vier Seiten in das Tal hinabschauen. Die Kirche war ein schöner Bau mit hellem Inneren und war, ebenso wie das Dorf, vom Krieg ganz unberührt.

Die Beteiligung war besser als am Donnerstag, doch dazu wird wohl das herrliche Wetter beigetragen haben.

Die Prozession bewegte sich durch das Dorf, dann auf einem Fußweg weiter, der weit draußen in einem spitzen Winkel wieder in die Hauptstraße einmündete. An dieser Ecke stand auch der zweite Altar. Auf der Hauptstraße kam ein Auto mit zwei amerikanischen Offizieren vorüber. Sie blieben stehen, bis sich der Priester mit dem Allerheiligsten entfernt hatte, erst dann fuhren sie unauffällig weiter. Ungefähr dreihundert Meter weiter kam ein einheimischer Bauer mit zwei Pferden und einem Leiterwagen vorbei. Dieser fuhr aber nicht langsam, sondern so schnell er konnte und scheinbar auch mit größtmöglichem Krach.

Obwohl es nicht schön ist, in Anwesenheit des Allerheiligsten zu sprechen, konnte ich meinen Missmut nicht zurückhalten. Ich stieß meinen Nebenmann an und sagte: "Die Amerikaner haben sich so unauffällig wie möglich benommen, um die Prozession nicht zu stören, und dieser Bauer kommt mit seinem Leiterwagen auf der gepflasterten Straße daher mit einer groben Missachtung der Ehre Gottes und zum Ärgernis eines jedes Einzelnen. "Meinen Missmut über das Benehmen dieses Einheimischen überhörend bezog er sich auf die Amerikaner und sagte:

"Das ist noch gar nichts. Von zwei Wochen war hier eine Beerdigung. Als der lange Trauerzug durchs Dorf ging, kamen mindestens 20 amerikanische Lastwagen gefahren. Alle haben sie gehalten bis den Trauerzug vorüber war, mindestens eine viertel Stunde lang. Dann erst fuhren sie weiter."

Hochachtung! Die Amerikaner müssen erst zu uns Deutschen kommen, um uns zu zeigen, wie man sich in Anwesenheit des Allerheiligsten oder im Angesicht des Todes eines Feindes zu verhalten hat. Traurig, aber wahr.

## Der 4. Juni

Am Morgen, so bald es ging, drehten wir auch diesem Dorf den Rücken zu und fuhren im Bayerischen Wald weiter. Auf dieser Fahrt hat sich im Übrigen nichts besonderes ereignet. Unsere Kundschafter waren wie gewöhnlich immer mehrere Dörfer voraus..

Am Spätnachmittag kam die Luzia zurück und meldete: "Papa, wir haben jetzt schon drei Dörfer wegen eines Quartieres durchgefragt, aber es nimmt uns niemand auf. Ich fahr jetzt nicht mehr. "Darauf sagte ich etwas verbittert: "Sollen wir denn besser sein wie die heilige Familie? Die haben ja auch kein Quartier bekommen."

Wir zogen auf der Straße weiter und haben gegen Abend doch wieder ein Quartier bekommen. Wenigstens ein Dach über dem Kopf; mehr wollten wir doch gar nicht.

Es war oft deprimierend als Heimat- und Obdachloser von Dorf zu Dorf und von Tür zu Tür um eine Unterkunft zu betteln und überall abgewiesen zu werden, manchmal sogar mit sehr unfreundlichen Worten. Wir wollten kein möbliertes Zimmer, keinen Wohnraum, auch keinen Stall für die Pferde. Wir waren mit einem Schuppen oder einem Scheunenraum zufrieden. Wir wollten auch nicht Tage oder Wochen bleiben, sondern nun eine einzige Nacht, doch auch das schlug man uns ab. Wir waren doch weder unter wilden Heidenvölkern noch unter Gottlosen sondern oder vielleicht leider unter Christen. Wir nächtigten in einem kleinen Dorf in einem an die Scheune angebauten Schuppen. Der Bauer war sogar so freundlich und gab mir einige Nähriemen. So konnte ich das zerrissene Geschirrzug wieder einigermaßen in Ordnung bringen.

## Der 5. Juni

Um 8 Uhr zogen wir auf hügeliger Straße weiter und kamen gegen Abend in das Dorf Niederwinkling, wo wir auch bei einem Bauern in einer großen Scheune unterkamen. Hier musste ich wieder ein Pferd beschlagen lassen. Die Schmiede taten das auch nicht gerne, sie sagten sie hätten keine Nägel.

## Der 7. Juni

An diesem Tage erreichten wir ein Dorf, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, wo wir auch mit knapper Not in einem Schuppen untergebracht wurden.

## Der 6. Juni

Frühmorgens brachen wir wieder auf und kamen gegen 11 Uhr an die schöne blaue Donau. Es heißt zwar blaue Donau, aber das Wasser ist nicht blau, es ist grasgrün.

Oberhalb von Regensburg mündet der Regen in die Donau. Man erkennt man schon von weitem den gewaltigen Unterschied zum Donauwasser.

Hier in Deggendorf, wo wir jetzt waren, sah man so richtig die Verwüstung durch den Krieg. Der Hafen und die Bahnanlagen waren fast völlig zerstört. Nun haben wir Mittag gemacht und bekamen auch in einem Proviantamt einige Zentner Hafer zu kaufen.

Da wir den Weg abkürzen wollten, sind wir nicht nach Passau gefahren, sondern holten uns aus der hiesigen Kommandantur einen Pass nach Regensburg. Gegen Abend erreichten wir das Dorf Niederachdorf, in der wir auch Quartier bezogen. Dieses Dorf ist auch ein gut besuchter Wallfahrtsort mit einer Dampferanlegestelle.

Hier hatten wir die Pferde an zwei verschiedenen Orten stehen. Da ein Pferd lahm ging, musste ich wieder eine Schmiede aufsuchen.

## Der 8. Juni

Immer an der Donau aufwärts fahrend, sah man schon von weitem die Türme von Regensburg. Gegen Mittag erreichten wir das Dorf Tegernheim, fünf Kilometer vor Regensburg. Nun bewarben wir uns um ein Quartier, denn von hier aus wollten wir uns einen Pass zur Weiterfahrt in Richtung Hof, Thüringen, Sachsen und Schlesien besorgen. Unsere Quartiergeber waren sehr nett und wir haben auch heute noch Kontakt zu ihnen. Wir lagen mit Pferd und Wagen in einer Scheune, dessen Dach von den Bomben große Löcher hatte. Dann regnete es noch einige Tage, so dass sich mehrere Pfützen bildeten und wir unser Lager einige Male wechseln mussten. Trotzdem muss ich sagen, es war ein gutes Quartier. Wenn ich manchmal von einem guten Quartier gesprochen habe, so habe ich damit nicht ein möbliertes Zimmer mit allem Komfort und Bad gemeint. Nein, wir waren froh, wenn wir auf Heu und Stroh schlafen konnten und ein Dach über dem Kopf hatten. Als gutes Quartier bezeichne ich jeden Ort, an dem uns die Leute freundlich gesinnt aufnahmen und durch ihre Gesinnung unser Los, wenn auch nur moralisch, zu erleichtern versuchten. Solche Menschen werden bei uns immer in guter Erinnerung bleiben.

## Der 9. Juni

Am heutigen Tag schickte ich die Luzia nach Regensburg zur Militärregierung, um einen neuen Pass für die Weiterreise zu holen, aber man gab uns hierfür keine Genehmigung. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als uns um Arbeit und Unterkunft umzusehen. Wir haben wohl mehrere Tage bei den Bauern geholfen, aber das war auf die Dauer nichts. Ich

versuchte auf der Nordseite der Donau bei einem größeren Bauern die Leute und die Pferde in Arbeit zu bringen, aber es fand sich nichts Passendes. Wir fragten deshalb bei der Güterverwaltung des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg an und wurden an ein Gut namens Pürklgut verwiesen. Da nun das betreffende Gut südlich der Donau lag, machte es uns insofern Schwierigkeiten, weil in Regensburg die einzige Brücke, die im Krieg verschont geblieben war, für den Zivilverkehr gesperrt war. Am 15. Juni fuhren wir deshalb ungefähr 10 km donauabwärts, ließen uns dort mit allen Gespannen auf einer Fähre übersetzen und gelangten so auf das Gut. Hier wurden wir in zwei Zimmern eines Gasthauses, dem Pürklguter Keller, untergebracht. Die Pferde kamen in den Gutsstall. Am nächsten Tag fingen wir schon mit Pferd und Wagen an zu arbeiten. Man nahm uns auch mit Freuden auf, da man uns notwendig brauchte. Das Gut hatte fast keine Leute, denn die Gefangenen, die man während des Krieges hatte, waren schon längst abgezogen. Das Gut hatte mit dem Vorwerk Burgweinting 466 ha. Im Stall standen nur drei gespanne Arbeitspferde. In der Garage waren zwar vier Zugmaschinen, aber alle ohne Treibstoff. Dem gegenüber war noch keine Frühjahrsbestellung verrichtet und auf den Feldern waren über 2000 Bombenrichter mit bis zu 15 Meter Durchmesser und bis zu 4 Meter Tiefe. Unermüdlich wurde Tag und Nacht gearbeitet und nach einem Jahr waren alle Felder wieder soweit hergestellt, dass sie restlos angebaut werden konnten.